H VI 119

Der Verfasser ist Niemeyer

Ph 8353 / 1

G. f.

Philotas.

Ein Versuch
zur Beruhigung und Belehrung
für Leidende
und Freunde der Leidenden.

Erster Theil.

Verbesserte Auflage.

Leipzig, 1783,
bey Weidmanns Erben und Reich.

An die Leser.

Leidende sind ein so ehrwürdiger Theil der Menschheit, und verdienen, daß man alles für sie thue, was sie weniger unglücklich machen kann, daß ich keiner Entschuldigung zu bedürfen glaube, in dieser Schrift auch einen solchen Versuch gemacht zu haben. Ich habe dabey einen doppelten Zweck gehabt. Zuerst wünschte ich gewisse Hindernisse, welche der Beruhigung vieler Leidenden im Wege stehn, wegzuräumen, und manche Gegenstände

in einem minder traurigen Licht zu zeigen. In sofern schrieb ich zur Beruhigung für Leidende. Und dann wollt ich denen, welche Gelegenheit haben, mit ihnen umzugehen, (und wer hat sie nicht?) einige Vorschläge thun, wie ihrer Krankheit am besten beyzukommen wäre. In sofern schrieb ich zur Belehrung für Freunde der Leidenden.

Die Schrift selbst ist, wie man leicht sehn wird, nach keinem Plane gearbeitet. Ich wählte solche Situationen aus der Geschichte der Menschheit, von denen ich glaubte, daß sie die, welche

Trö-

Tröster der Betrübten seyn sollen, am meisten verlegen machen könnten. Fast ieder Abschnitt beschäftigt sich mit einer besondern Gattung von Traurenden, es sey nun, daß ihr Kummer eigentlicher Schmerz oder nur Mißmuth geworden ist. Ganz gewöhnliche Fälle wollt ich nicht wählen, da selbst die Allgemeinheit schon Stoff genug zu Beruhigungsgründen darreicht.

Ich hoffe, man werde die Sprache des mündlichen oder schriftlichen Umgangs nicht unbequem finden, einzelne Gedanken mehr darzustellen. Viele wissen wohl, was sie sagen sollen; aber es fehlt

—

ihnen zu sehr an der Gabe, sich mitzutheilen. Vielleicht könnten sie einige hier gethane Vorschläge so besser benutzen.

Das vorletzte Stück, Amyntor und Philotas, hat besonders die Absicht zu zeigen, wie man mit sehr tief verwundeten Personen umgehn und sie stufenweise wieder heilen müsse. Es hat mich eine ältere Arbeit dazu veranlaßt, aus der aber nur wenig Zeilen geblieben sind, weil sich meine Ueberzeugungen seitdem sehr geändert haben. *) —

Ich

*) Das Uebel der falschen Empfindsamkeit, das in diesem Stück gelegentlich mit bestritten ist, scheint sichtbar abzunehmen. Doch einmal

---

Ich darf hoffen, daß auch Prediger, in deren grossem Beruf mir dieser Umgang mit Leidenden eins der wichtigsten Stücke zu seyn scheint, einige hier vorgetragene Ideen nutzen können. Eigentlich hab ich mich indeß nicht auf die ganz speciellen Trostgründe der Religion eingelassen, um nicht oft gesagtes wieder zu sagen. Ich bin aber so weit entfernt, sie dadurch als weniger empfehlungswürdig zu betrachten, daß ich vielmehr glaube,

einmal ein angenehmer Beweis, daß es nicht ohne Würkung bleibt, wenn die gesunde Vernunft sich in mehrern Schriftstellern vereinigt, einer herrschendwerdenden Thorheit entgegenzuarbeiten. Anm. bey der 2ten Aufl.

—

mehrere meiner vorgeschlagenen Gedanken bekommen durch sie erst ihre Stärke.

Sehr willkommen sollte mirs seyn, wenn weise und der Sache kundige Männer diese Kleinigkeit näher prüfen, und mir sagen würden, wo vielleicht die Unterhaltung mit einem Leidenden nicht zweckmäßig oder vorsichtig genug wäre.

Noch mehr Aufmunterung wär es mir, wenn würklich auch nur ein noch so kleiner Theil der Leiden von einigen meiner Brüder weggenommen wäre, und es würde mich nie reuen, einige Augenblicke für diese Schrift von den Geschäften meines Berufs abgebrochen zu haben. 1779.

Zusatz

Zusatz
bey der zweyten Ausgabe.

Der letzte Wunsch, den ich vor einigen Jahren bey der ersten Herausgabe dieser Schrift that, ist nicht ohne Erfüllung geblieben. Es haben sie Leidende und Glückliche gelesen, und Beyde, wenn sie mir nicht schmeichelten, haben Trost und Lehre darin gefunden. In dieser angenehmen Hoffnung konnte mir die Nachricht nicht gleichgültig seyn, daß man eine neue Auflage veranstalten wolle. Ich weiß recht wohl, daß das Hauptverdienst auf die Grundsätze der Vernunft und Religion, die

darin vorgetragen sind, zurückfällt; aber es ist doch angenehm, diese ins Andenken gebracht zu haben. Dieser Gedanke veranlaßte auch vorzüglich den vor beynah einem Jahr erschienenen zweyten Theil.

Viel Veränderungen hielt ich nicht für rathsam. Doch hoff' ich einige Erinnerungen meiner Beurtheiler zu ihrer Zufriedenheit benutzt zu haben. Außer einzelnen Perioden, die hier und da eingeschaltet, oder an die Stelle andrer gesetzt sind, ist bloß das letzte Stück ganz neu hinzugekommen.

Möchte es der Vorsehung ferner gefallen, diesen Versuch vielen Lesern nütz-

lich

lich werden zu lassen. Je mehr die mannichfaltigen Arten von Leiden, die uns Gott zuschickt, unter seine weisesten Erziehungsmittel gehören, desto mehr Ursach hat man zu wünschen, daß sie dieses Zwecks nicht verfehlen, wozu vielleicht die Anweisung eines theilnehmenden Freundes mitwürken kann; und ie weniger man, wie der Verfasser, noch selbst von Leiden zu sagen weis, desto billiger ist es, daß man dies Glück wenigstens einigermaßen dadurch zu verdienen suche, daß man dieser theilnehmende Freund der Minderglücklichen werde. 1782.

— Einst

— Einst führt das Glück uns und das Elend ins Lichtreich,
Was einst uns, dem Beglückten und dem Dulder, Labyrinthweg und Nacht war,
Das führt uns zu dem ewigen Heil hin! Indeß welkt auf Erden
Der unsterbliche Mensch weg und empfindet Herannahn des Todes,
Herannahn der Verwesung! und verweint, in Wehklag ergossen,
Den Beginn des Daseyns; und weiß doch, daß es Gott einst mit Wonne
Vollbringt! Er, der ihn auch zu dem Heil schuf! Ja! So, Gott, vollbringst dus! —

Der Meßias. Zwanzigster Ges.

Philo-

Philotas.

Ein Versuch

zur

Beruhigung und Belehrung

für Leidende

und

Freunde der Leidenden.

Philotas
in der Abendstille.

Mehr, unendlich mehr als ich verdiene, bin ich glücklich! Ich kann nicht danken wie ich sollte, wie ich zu thun dürfte. Geber der Glückseligkeit, Geber iedes Genusses, der uns das Leben süß und heiter wie einen Frühlingsmorgen macht, — wer dir danken könnte, wie er in Stunden des frohesten Gefühls seines Daseyns, dir zu danken strebt! Wer Worte finden könnte, wenn er dich und sich, dich und deine Welt, und sich einen Theil, einen gleichwohl nicht unbemerkten Theil, dieser Welt denkt, wenn er an der Grenze des Denkens ist, und nun nichts mehr

kann, als vor dir in den Staub sinken und anbeten und verstummen! Auch für dies Verstummen, das keine Worte mehr hat, die Seligkeit die du giebst, und den gefühltesten Dank für deine ungezählten Gnaden auszudrücken, — auch dafür Preiß und Ehre deinem Namen!

Aber wie wohl mir auch sey, laß mich nie vergessen, wie viele es giebt, denen dieser Zustand fremd bleibt! Es wäre ia Erhöhung meiner Freuden, wenn ich auch nur die ersten leisesten Ahndungen von Glückseligkeit in ihnen wecken könnte! Die müssen nicht wissen was reines Glück ist, die sich von dem Weinenden wegwenden, der Thräne spotten, und dem, der von Menschenelend schreibt, die Feder zerstauchen wollen. Sich allein leben, heißt gar nicht leben. Ich wäre nicht werth mich zu freuen mit den Fröhlichen, wenn ich nicht gern weinen wollte mit den Weinenden. Du

bist

bist ja, o du, der Freude giebt und Schmerz, bist ihr Vater wie der meine. Mit leidenden Brüdern, mit Schwestern wollt ich nicht, wenn es ihnen Lindrung wäre, auch gern traurig seyn?

Zwar schafft sich vielleicht der Mensch sein meistes Leiden; oder täuscht sich gar mit Einbildungen; spielt mit Gefühlen die er nicht hat, und nennt bey der Ohnmacht, verwerfliche Leidenschaften zu unterdrücken, deinen heiligen Namen; wähnt, wenn deine Weisheit nicht ieden thörichten Wunsch geschehn läßt, du hättest ihn zum Dulder erkohren; verliert in diesem Taumel Leben und Thätigkeit seines Geistes; versinkt in einer gefährlichen Ruhe, in der iede bessere Kraft wegstirbt, iede Triebfeder, die ihn seiner Bestimmung näher triebe, einrostet. Aber viel bleiben doch der Leiden, die den Besten und Weisesten nicht schonen; und selbst

iene hören nicht auf, Gegenstände des Mitleids und, ists möglich, der Besserung zu seyn.

Wenn du mir eine der reinsten Freuden, die sich meine Seele zu denken vermag, wenn du mir die, der Freund und Wohlthäter der Leidenden zu seyn, bestimmt hast, o Vater der Weisheit und der Liebe, so gieb mir auch, es mit eben so viel Weisheit als Liebe zu seyn! Es giebt doch Stunden des Schmerzes, die du, daß er nicht vergesse, wer er ist und was er seyn soll, dem schwachen Sterblichen sendest! Wenn du mich würdigest, in diesen Stunden (in denen so oft die edelste Saat für die Ewigkeiten gesäet ward) Zeuge von den Kämpfen deiner Dulder zu seyn, — so müsse ihnen mein Anblick erquickend, und, wie dem Durstenden der Quell, meine Rede Labsaal werden. Gieb mir auch für die, die sich Leiden erschaffen, weil das, was Staub

an ihnen ist, sie zu mächtig niederdrückt, gieb mir auch Lindrungen für sie. Sie wollten doch gern glückselig seyn, und vermögen es nicht. Aber gieb mir Ernst, und Kraft meiner Stimme, wenn dein Geschöpf dein vergißt, sich Leiden ertäuscht, bey Thorheiten deinen Namen entweiht, mit zu lauten Klagen deine Vorsehung verkennt, des Lebens schönsten Theil in thatenloser Schwäche hinspielt, und sich wohl gar besser als andre dünkt. Laß mich diese weiser zürnen! — Laß mich Friede schaffen, wo Kampf, Ruhe, wo Sturm, Leben, wo zu viel Stille ist.

Ruhe, Ruhe wie in deiner Schöpfung in dieser Mitternachtstunde, bey diesem Feyern der Natur. Ruhe wie die Nacht über mein Lager verbreiten wird, auf dem keine Sorge und kein Schmerz mit mir wacht. Allbarmherziger, du gabst sie mir, gieb sie auch allen die noch auf deiner Erde weinen und jammern,

daß sie sich mindstens stärken, in neuen Kämpfen auszudauern!

Dann will ich, wenn ich am Morgen wieder erquickt hinausgehe, dich anzubeten, dich zu fühlen im milden Stral der wiederkommenden Sonne; danken auch für meine Brüder, die du gestärkt hast; für ieden Augenblick, wo sich mit dem Schlaf — dem Labsaal der müden Natur — Vergessenheit der Leiden über sie ergoß; will sie dir — weil ich doch für die wenigsten mehr zu thun vermag — aufs neue empfehlen, und bitten, daß du sie und mich lehrest, uns dir in allem zu unterwerfen.

Philotas

Philotas an Kriton.

Der Wurm spielt freudig im Sonnenstral und sein Spiel ist Lob des Schöpfers! Und du, tausend Stuffen über den Wurm von diesem Schöpfer erhöht, zürnst zu ihm auf? O Kriton, Kriton, welch ein Leben voll Elend bereitest du dir, wenn du ieden mißlungenen Wunsch, iede getäuschte Hoffnung dich um deine Ruhe bringen läßest! Ich wünschte, du nenntest mir den Mann, dem nie etwas mißlang. Oder — denn ich kenne deinen Haß gegen die gewöhnlichen Gemeinsätze der Tröster — ich will die Frage umkehren: Nenne mir den, der wahrhaftig dadurch glücklich ward, daß ihm nie ein Plan mißlang, daß ihn nie etwas in seinen Erwartungen und Hoffnungen täuschte?

Ich höre was du sagen wirst! „Wer auf den Ruin seiner Mitmenschen sinnt, verdient durch den Erfolg gestraft zu werden, und hindert die Vorsehung das Böse was er stiften würde, so ist es zugleich Schonung des Frevlers. Aber wenn ich Tage und Nächte mich müde sinne, wie ich hie ein Gebrechen und da ein Gebrechen der Menschheit heilen, wie ich hier mich dem Strom übler Gewohnheiten entgegen werffen, dort verkanntes Gute ans Licht ziehn will, und denn doch am Ende nichts als Widerstand und Undank finde, indeß den Hochverräthern der Menschheit ihre Anschläge gelingen; oder wenn ich mich dem Arme eines Menschen vertraue, der mit mir die Würde der Menschheit zu fühlen scheint, wenn ich ihm mein Herz aufschliesse und im Genuß seiner Liebe mich selig glaube; und dann auf einmal troz meinem Vertrauen zur Menschheit, doch der kalte Tadler, dessen Menschenkennt-

niß

niß Mißtraun gegen den Menschen ist, recht hat, daß ich zu gut von andern denke, wie sollte ich da Standhaftigkeit genug behalten, nicht der Welt und des Lebens müde zu werden?„

Lieber Kriton — es läßt sich alles von einer gewissen Seite vorstellen, von der es wahr scheint. Aber das ist immer nur eine Seite. Die Wahrheit selbst, muß sich von allen Seiten immer gleich zeigen. Laß sehen, ob deine Klagen diese Probe aushalten! „Deine Absichten sind untadelhaft!„ Desto beruhigender für dich, wenn sie gleichwohl mißlingen. Diese Beruhigung hat der Unredliche nicht. — Aber war die bestgemeinte Absicht denn auch immer die beste und weiseste Absicht? Es gehört unter die Seltenheiten wo beydes zusammentrifft. Und Güte ohne Weisheit hat leider oft so viel Schaden angerichtet, daß manchem der Enthusiasmus fürs Gute

überall verdächtig geworden ist. Auch darin ist etwas wahres. Bey zu viel Wärme unsres Bluts — und die hat doch am Enthusiasmus immer einigen Antheil — wird leicht unser Auge trübe; die Gegenstände fangen an in täuschenden Farben vor uns zu spielen, wir verlieren die richtigen Verhältnisse der Dinge, dünken uns am Ziel zu seyn, wenn wir noch so weit davon sind, und was ist die Folge? — Ein Fehltritt nach dem andern, der viel leichter gethan als wieder gut gemacht ist. Ich traue es deiner Einsicht zu, daß du nicht ohne Ueberrechnung des Aufwands von Zeit und Kräften, deine Plane entworffen hast. Aber hast du auch bedacht, daß man bey moralischen Gebäuden, die man aufzuführen denkt, gerade wie bey dem Bau eines Wohnhauses, meistentheils den Anschlag zu gering macht, und daß alles, was wir erst thun wollen, uns immer viel leichter vorkömmt, als wenn wir es nun

würklich thun. Deine Entwürfe und der Widerstand den du gefunden hast, sind mir zwar unbekannt; aber schon aus deinen Klagen über den Verlust eines vermeinten Freundes, weiß ich mit Zuverläßigkeit zu sagen, daß du nicht vorsichtig genug gewesen bist. Du rechnetest auf die Bereitwilligkeit einer Anzahl guter Menschen, sich zu einem Zweck zu vereinigen. O mein Kriton, wollte Gott, wir könnten so rechnen! Nicht einmal der eine, den du täglich beobachten konntest, ist dir treu geblieben, und du rechnetest auf die Gleichgestimmtheit von Zwanzigen — Dreißigen, die du noch gar nicht kanntest.

Wir können den Willen der Vorsehung freylich nicht immer nach den unmittelbaren Folgen unsrer Entschlüsse beurtheilen. Sie läßt oft unsre Thorheiten geschehen, damit wir weise werden. Aber wenn sich uns doch unvermuthete Hindernisse in den Weg stellen,

 viel-

vielleicht gerade dann, wenn wir am zufriedensten mit uns sind, wär es nicht anständig für das schwache, ieden Augenblick irrende Geschöpf, eh es voll Unmuths in Klagen gegen den, der nie irrte, ausbräche, still zu werden und sich diese Fragen zu thun: „Ist mir das nicht vielleicht Wink der Vorsicht? Mußte sich alles so fügen, mich meines Zwecks verfehlen zu machen, damit ich mißtrauischer gegen mich selbst würde? Hätt' ich etwa bey aller Güte meiner Absichten doch die wahren Mittel verfehlt, und hätte mir und andern Böses für Gutes bereitet?“ Hat mein **Kriton** auch schon so gefragt?

Oder der Fall kann auch anders seyn. Darum unthätig werden, weil einmal etwas mißlungen ist, oder weil man lieber der Vorsehung nicht vorgreifen will, heißt nach der Bemerkung eines vortrefflichen Weltweisen

Vor-

Vorsehung und Verhängniß mit einander verwechseln. Laß mich dich darüber mit seinen eignen Worten belehren. *) „So bald, sagt er, ein wichtiger Endzweck, von entschiedenem Uebergewichte an Güte, unsere Kräfte aufbietet, so sollten wir bey uns selbst denken: Die Vorsehung hat freylich ohne uns ihren Plan gemacht; aber sie hat auf unsre freye Entschließung mit gerechnet. Find ich, nach reifer Ueberlegung, einen Erfolg für gut und würdig, in den Plan des Besten eingeflochten zu werden; so will ich annehmen, die Allwissenheit habe mit keinen andern Augen gesehen als ich, habe auch diesen Erfolg ihres Planes würdig gefunden, und meine Kräfte anstrengen, ihn zur Würklichkeit zu bringen. Gelingt mein Bemühen, so hab ich Gutes gethan

*) Moses Mendelssohns Anmerkungen zu Abbts freundschaftlicher Correspondenz, S. 10 ff.

und Gutes gewürkt. Erfolgt das Gegentheil, so ist es ein Beweiß, daß Gott, nach seiner Allwissenheit, den von mir erwünschten Erfolg nicht gut gefunden haben muß. Ich habe immer noch Gutes gethan, indem ich meine Kräfte ihrer Bestimmung gemäß angewendet habe. Ich will mich indeß beruhigen, wenn ich gleichwohl nicht Gutes habe würken können, und die Vorsehung walten lassen, die alles zum Besten lenkt. — Selbst dann, wenn Versuche ähnlicher Art öfters mißlingen, dünkt mich, wir haben dies nicht gerade als einen Wink der Vorsehung anzusehen, die Wiederholung fernerhin zu unterlassen. Winke und Vorbedeutungen giebt die Vorsehung nie, ohne sie in das System der natürlichen Ursachen mit einzuflechten. Mit ieder fehlgeschlagenen Hoffnung steigt die Besorgniß, daß irgend eine natürliche Ursache unsern Absichten zuwider sey, die wir mit gedoppelter Sorgfalt aufzusuchen,

und, wo möglich, künftig zu vermeiden trachten müssen. Ist aber diese Besorgniß gehoben, oder der Fall von der Beschaffenheit, daß sie nicht zu vermuthen ist, wie bey redlichen Glücksspielen; so steigt mit iedem Verluste vielmehr die Hoffnung auf künftigen Gewinn; so mit iedem Unglück die Hoffnung eines künftigen bessern Schicksals. In diesem Falle also sollen uns die Widerwärtigkeiten des Lebens nicht nur nicht niederschlagen; sondern zu desto gewissern Hoffnungen für die Zukunft aufmuntern, und bloß unsre Aufmerksamkeit anstrengen, etwa verborgenen Hindernissen nachzuspüren, um sie aus dem Wege zu räumen." —

Die höhern Trostgründe bey mißlungnen Versuchen und Planen verdient nur der, welcher in Tagen der Betrübniß sich mit Demuth einem höheren Regierer der Welt unterwerfen lernte. Nur ihm würd' ich sagen, daß er es mit den grösten Menschen gemein habe, seine

Kräfte oft umsonst verschwendet, ohne Belohnung, ohne Aufmunterung gearbeitet, in einem unaufhörlichen Streit gegen das, was sich dem Guten entgegen setzt, gelegen zu haben; nur ihn würd' ich an die leuchtenden Beyspiele aller Jahrhunderte erinnern, wo die Tugend von dem Laster, die Wahrheit von dem Wahn **niedergedrückt** und doch nicht **unterdrückt** ward. War denn endlich alles zur vollen Zeitigung gekommen, siehe, so geschahe doch, was Gott beschloß, daß geschehen sollte.

Ich kann mich wohl in deine Empfindung versetzen, wenn du auf deinen Freund, deinen **Phanias**, der dich auch in deinen Hoffnungen trog, hinblickst; denn ich war in ähnlichen Lagen. Aber sey deswegen nicht ungerecht gegen die Welt; sage nicht, daß **alles** darin Schein und Trug ist. Es ist an sich sehr edel, von jedem das Beste zu erwarten, bis uns etwas in ihm zwingt, anders zu denken. Aber jeder

schärfere Blick, jeder höhere Grad von Menschenkenntniß ist doch auch nicht Menschenhaß. Wenn mein Kriton dies früher gelernt hätte, so weinte er heute nicht über einen verlohrnen Freund. Schwerlich hätte ihm dann dieses mehr auflodernde als erwärmende Feuer des Jünglings gefallen, bey dem ich immer fürchtete, daß es der Flamme bald an Nahrung gebrechen möchte. Schwerlich hättest du in seinem Wesen das Bestreben, mehr zu scheinen als er war, übersehen, das deine kälter urtheilenden Freunde früh gegen ihn mißtrauisch werden ließ. Schwerlich wär es dir entgangen, daß er alles Gute, so er that und thun wollte, (welches immer das meiste war,) mit so viel Selbstgefälligkeit ausübte, und immer der erste Bewunderer davon war. Du hast — ich weiß es wohl — oft seinem Ungestüm Schranken gesetzt; aber er gefiel mir beynah in diesem Ungestüm noch besser, als wenn

er seine Entwürfe so künstlich leitete, daß das Auge des Zuschauers, als käms von ohngefähr, immer mehr auf den Handelnden als auf die Handlung fallen mußte.

Also — noch einmal — zürne nicht mit der Welt! Es giebt noch genug unverkennbare Merkzeichen des Guten und des Bösen, wenn wir nur Sinn genug haben, sie auszumerken! Es ist bitter sich an einem Menschen zu irren; ich verdenke dir nicht die Thränen, die du weinst: sie fliessen der Tugend, die so gern überall Hütten bauen möchte, und ach! selbst da, wo man sie, früge sie nach ihren Freunden, am ersten hinführen würde, selbst da hinausgestoßen wird. Aber wenn du ihr dies Thränenopfer gebracht hast, so trockne mir auch das Auge wieder, und geh in die Hütten, wo man sie aufnahm, weide dich an dem Anblick ihrer Geweihten, laß dir die Geschichten der Guten seit Menschenaltern

erzählen. Dann will ich dich wieder fragen, ob alle Tugend von der Erde geflohn ist, und nichts als ihr Trugbild zurückgelassen hat?

Ich will dir eine Geschichte erzählen; sieh, ob etwas für dich darin ist. Ein Großer, Weiser, Guter lebte auch einst auf unsrer Erde — nicht für sich, ganz für andre. Das war sein Tag- und Nachtgedanke — und er brachte viele Nächte wachend zu, weil er kaum ein Lager hatte, — glücklich zu machen seine Brüder (so nannt' er alle Menschen,) und ihnen Wege zu zeigen, die sie am schnellsten und sichersten zu iener Zufriedenheit führten, nach der sie alle hin zu streben schienen. Kein Volk konnte undankbarer seyn, als das seine; niemand konnte diesen Undank tiefer empfinden als er, der bis in die verborgensten Tiefen der Herzen hinabsah, und da so viel schwarzen Neid, so viel versteckte Bosheit gegen das Gute finden mußte. Mit Müh fand er eine

kleine Anzahl von Besseren zusammen, die sich ihm vertrauten; denen er sich vertrauen konnte; denen er sich, so viel sie es zu tragen vermochten, ganz aufschloß; die die nächsten Zeugen des Guten waren, das er jeden Augenblick that. In ihrer Gesellschaft vergaß er zuweilen die Leiden, unter denen seine grosse Seele arbeitete; und je mehr ihn die Welt von sich zurück stieß, desto inniger schloß er sich an sie an. Und doch war selbst ihm der Trost versagt, sie bis ans Ende treu zu wissen. Einer riß sich los und ward — sein Verräther. Traurig ward seine Seele, die Menschheit so entstellt zu sehn; aber sie blieb ihm dennoch lieb, so lieb, daß ihm ein Leben nicht zu theuer war, es für diese undankbare, ungerechte Menschheit dem Tode aufzuopfern! — Und du, **Kriton**, wolltest müde werden, Gutes zu thun, weil ein **Phanias** deine Hoffnungen nicht erfüllt hat, weil einer dich und

deine

deine Absichten verkennt, weil einige sich dir da widersetzten, wo du keinen Widerstand erwartet hattest, und wo er doch vielleicht weise Fügung der Vorsehung war? Das wolltest du, der du den Erhabnen kennst, von dem ich dir erzählte, und deinen grössesten Ruhm darin findest, dich, nach seinem Namen, einen Christen nennen zu dürfen?

Chariton.

Chariton war einer der Wenigen, die sich nie genug thun, und durch die Gewohnheit, immer zu viel von sich zu verlangen, würklich am Ende weniger ausrichten, als sie vermöchten. Er war mit großen Anlagen zum Guten gebohren: aber diese großen Anlagen bedurften auch desto mehr Ausbildung, und setzten ihn Gefahren aus, in die gemeine Seelen nicht kommen können. So lang er genug Ruh und Stetigkeit behielt, sich in der Stille zu beobachten, und mit leisem Ohr auch nach der sanftesten Stimme der Pflichten hin zu horchen, that er unglaublich schnelle Schritte. Das Vollkommnerwerden seines Geistes war von Stufe zu Stufe sichtbar, so sehr er sich selbst Mühe gab, alles, was wie Geräusch und Aufsehn aussah, zu vermeiden.

Aber

Aber eben dieser schnelle Wachsthum seiner moralischen Größe, hatte unter andern die Folge, daß seine Seele sich immer ein höheres Ideal von Vollkommenheit bildete, weil mit ieder aufwärts strebenden Kraft sein Gesichtskreis weiter, und die Grenzen, denen er gern recht nah gekommen wäre, unabsehlicher wurden. Eine Zeit lang stärkte ihn dies nur zu noch höherem Fluge, aber die Anstrengung ward bald für die Kraft zu groß. Chariton fühlte die Ermattung und ward zuweilen ungeduldig, aus Ungeduld ward üble Laune, die üble Laune gieng in Mißmuth über, und er kam würklich einige Schritte auf der Bahn der Vollkommenheit zurück.

Philotas war sein ältester Freund, und wären sie nicht durch einen Zufall gerade um die Zeit, da diese Veränderung in ihm vorgieng, von einander getrennt gewesen, so wäre einem so feinen Bemerker die falsche Richtung,

die

die Charitons Tugend nahm, nicht entgangen. Auch wär' er wohl durch ihn von dem Umgang mit einer Gattung von Religiösen abgehalten worden, die bey dem vielen unverkennbaren Guten, so sie haben, doch für Charaktere, wie der seine, äusserst gefährlich werden können. Philotas kam nach einiger Zeit zurück, und fand seinen Chariton, nicht wie er ihn zu finden gehofft hatte. „Er ist etwas älter geworden," dacht' er, „er wird auch kühler geworden seyn. Sein feuriger Enthusiasmus wird sich in eine sanfte Heiterkeit verwandelt haben, bey der er den Frieden seiner reinen unbefleckten Seele noch inniger empfinden kann. Selbst die mehrere Ruhe wird ihn fähig machen, noch mehr zu thun, als ihm vorher die zu grosse Thätigkeit, die immer mit einer gewissen Zerstreuung verbunden ist, zuließ." — Aber er traf es ganz anders. Chariton empfieng ihn zwar mit der Innigkeit

der Freundschaft, die er an ihm gewohnt war, aber nicht einmal in den ersten Augenblicken war es ihm möglich, eine gewisse Verlegenheit, einen Trübsinn zu verbergen, der sich seiner Seele bemächtigt hatte. Sie waren beyde zu offen, um sich nicht bald darüber gegen einander zu erklären, und so bald Philotas erfuhr, warum sein Freund litt, so war es sein beständiges Studium, wie er ihm seine vorige Zufriedenheit wiedergeben könnte.

Es giebt der Charitons mehr, und sie gehören gemeiniglich unter die Besten der Menschen. Vielleicht entsprang ihr Mißmuth über sich selbst nicht immer aus gleicher Quelle. Selbst diese Leiden sind oft bloß körperlich, und man sollte sie körperlich heilen. Bey andern hängen sie aber würklich von Vorstellungen ab, die eine falsche Richtung nehmen. Für diese theil' ich eins der Gespräche unsrer beyden Freunde mit, ob sie

vielleicht auch einen Beruhigungsgedanken darin finden möchten.

Ph. O mein Chariton, (er kam mit offnen Armen auf ihn zu und drückte ihn an sein Herz,) o mein Chariton, was hab ich für eine herrliche Stunde gehabt! Ich hatte mich müde gearbeitet, eilte aufs freye offne Feld. Du kennst meinen Gang, an den Linden hinunter, wo der kleine Bach sich in den Wiesenblumen verliert. Die Natur überströmte mich mit aller Fülle. Mir war, als sög ich mit iedem Athemzuge einen Theil der Glückseligkeit ein, die Gott unter alle Creaturen vertheilt hat. Wie sich meine Seele erhob, wie ich stillstehn mußte unter dem Lindenschatten! Reden konnt ich nicht; meine Seele neigte sich tief vor ihrem Schöpfer, und mir war, als ob ich ihn freyer von den Fesseln der Sinne, empfände.

Ch.

Ch. Solche Stunden kommen nicht, wenn man sie ruft, und gehen schnell vorüber. Man muß sie durch Genuß verlängern! — Warum entrissest du dich denn so bald dieser schönen Empfindung?

Ph. Um dich zu sehn!

Ch. Und was wolltest du an mir sehn? Und was hofftest du bey mir zu finden?

Ph. Den warmen theilnehmenden Freund, den ich immer fand; den Mann mit offnem Sinn für alles Schöne und Gute; den Freudigdankbaren für alles Herrliche, so die Schöpfung hat.

Ch. Das war er vielleicht; er ists nicht mehr! — Ich bitte dich, lieber Philotas, verlaß mich. Was soll ich dich mit meinen Klagen betrüben?

Ph. Schon wieder so finster in deiner Seele! O Chariton, wie verbitterst du dir dein Leben!

Ch. Kann wohl seyn! — Laß mich nur, daß ich dirs nicht auch verbittre!

Ph. Hoffe nicht, mich mit dieser Kälte von dir wegzuschrecken. Je kälter du wirst, desto fester werd' ich mich an dich anschliessen, ob ich dich wieder erwärmen könnte. Laß dir dies einmal für immer gesagt seyn; ich werde dich nicht verlassen. Und wenn es möglich wäre, daß du bitter gegen mich würdest, so würd' ich dich als einen Kranken ansehn, den man tragen muß. Sage mir, Chariton, was hat dich wieder so traurig gemacht?

Ch. Du zwingst mich zu reden, und kannst mir doch nicht helfen. Wenn ich dir nun sage, daß das Gefühl meiner Schwäche mich niederschlägt, daß ich sehe, wie alle bessere Menschen, die ich kenne, (und wie viele kenne ich nicht!) immer weiter in der Vollkommenheit kommen, und nur ich zurückbleibe; daß mit iedem Tage meine Empfin-

dung

dung für das, was mir doch ehedem noch so theuer war, abnimmt, mein Gefühl für Gott, für seine Werke, für Handlungen, die ihn nachahmen, für die Religion, für den Himmel, für die Ewigkeit stumpfer wird; daß ich täglich mehr Kräfte verliere, dem Ungestüm meiner Leidenschaften zu widerstehen, und selbst da, wo ich andern sehr edel zu handeln scheine, sich meistentheils so viel Unreines in die Quelle meiner Thaten mischt — wenn ich dir nun das alles sage, was hast du für Trost für mich? Und muß ich nicht vielmehr fürchten, das, was mir mein Leben noch lieb macht, deine Freundschaft durch solche Bekenntnisse zu verlieren?

Ph. Wenn du in allem Recht hättest, so schliessest du wenigstens hier fehl. Ich sollte dich weniger lieben, weil du nicht so vollkommen zu seyn glaubst, als du zu seyn wünschtest? Um dieser edlen, obwohl über-

triebnen Unzufriedenheit mit dir selbst, das heißt zugleich, um dieser warmen Liebe zur Tugend und Religon willen, darin du dir nur selbst kein Genüge thust, sollt ich dich weniger lieben?

Ch. Du hast mich aber besser gekannt! Wenn man eine Freundschaft, wie die deine, verdienen kann, so hab ich sie mindstens ehemals mehr verdient als iezt. Was muß die Folge seyn?

Ph. Mein Chariton, laß uns diese Spitzfündigkeiten fürs erste ganz bey Seite setzen. Wir sind alle schwache Menschen, bedürfen alle von einander getragen, geduldet zu werden, und wo der andre unsre Fehler nicht sieht, da müssen wirs uns doch gewiß selbst immer bewust seyn, daß wir viel Nachsicht nöthig haben würden, wenn er sie sähe. Auch ist die Freundschaft gar nicht gemacht, genaue Rechnung darin zu halten, wie viel

wir um einander verdienen. Das Schuldigseyn schwächt den freyen Genuß. Schuldig bin ich iedem, der Verdienste hat, den Grad von Achtung, dessen diese Verdienste werth sind; aber nicht an iedes Verdienst kettet mich die Freundschaft. Also nie wieder davon! — Aber daß ich auf deine Klagen komme, so laß mich dir mit aller Offenheit sagen, was ich darüber denke. Ich will dir nicht schmeicheln, will deine Wunde nicht zuheilen, eh sie gesund ist. Du bist dir der nächste, und ich glaube gern, daß dein Gefühl in Absicht auf moralische und christliche Vollkommenheit, darin du zurückzukommen scheinst, dich nicht ganz trügt, daß es dir ietzt schwerer als sonst wird, deinen Geist zu unsichtbaren höhern Gegenständen zu erheben, und über das, was uns immer zur Erde hinunterzieht, Herr zu werden. Laß uns ruhig nachforschen, woher das kommen mag?

Hast du vielleicht sonst allen deinen Kräften einen gewissen Schwung gegeben, der sich ohnmöglich lang in gleicher Höhe erhalten konnte? Hast du dir vielleicht einen Kreis von Pflichten, nicht nach den Anweisungen einer auf Menschenkenntniß gegründeten Sittenlehre, wie die Sittenlehre unsrer Religion ist, sondern nach deinem eignen damals nicht ganz richtigen Gefühl abgesteckt, und weil du etwa in manchen Fällen die Vollkommenheit, welche du dir ausdachtest, erreichbar fandest, so ist dir das Gesetz geworden, was doch Willkühr war. Itzt findest du, daß du ienes Ziel nicht überall erreichst, und suchst, zu ungerecht gegen dich selbst, die Schuld in dir, die doch überhaupt in der Beschränktheit der menschlichen Natur liegt.

Ich erinnre mich wohl noch der Zeiten, da du über alle Hindernisse, Gutes zu thun, leicht weg warst, die Meinung der Menschen

um dich für nichts achtetest, dir den Hohn andrer zur Ehre rechnetest, bereit gewesen wärest, dein Leben für das Bekenntniß der Religion hinzugeben. Diese Empfindung ist vorüber. Es war viel Edles darin; aber ganz so verdienstlich, als sie dir ietzt scheinen mag, war sie nicht. Du kanntest die Welt noch wenig, warst noch wenig mit der Gesellschaft verkettet, wußtest von gewissen Verhältnissen noch nicht, in die man bey reiferen Jahren kommt, dachtest bey manchen Wahrheiten über Gewißheit und Ungewißheit noch nicht so nach wie itzt; der Enthusiasmus deiner Jugend stellte dir vieles leichter vor, und machte selbst das Schrecklichste weniger schrecklich. Itzt denkst du mehr über die Dinge, und Nachdenken kühlt ab. Der Entschluß quillt nicht mehr unmittelbar aus dem Herzen zur That hervor, sondern nimmt den Weg durch den Verstand und dringt vielleicht nie ans Licht.

Gleichwohl trau ich dir noch heute, wenn es darauf ankäme, etwas für die Sache der Wahrheit und Religion zu wagen, Muth genug zu, wenn es dir auch schwer werden sollte.

Ch. Das hoff' ich selbst noch von mir! Aber wie kalt würd' ich doch immer handeln; wie viel Verleugnung würd' es mich kosten, statt daß es mir ehmals Wonne gewesen wäre, auch für die Wahrheit zu leiden!

Ph. Du kommst selbst dahin, wohin ich dich haben wollte. Sieh hier das Unrichtige in deiner Vorstellung und zugleich die wahre Quelle deiner Leiden. Du beurtheilst das Verdienst, wie die meisten Menschen, nach dem Schein. Freylich ists für die Zuschauer ein grösserer Anblick, wenn sie einen Märtyrer mit der Ruhe eines Engels zur Marter gehn, ihn mit Entzückung sich in Flammen und Schwerdter stürzen sehn, als wenn er bis auf

den letzten Augenblick mit sich selbst kämpft, noch immer das Gewicht kräftiger Gegengründe fühlt, und dennoch durch Vertrauen zu Gott gestärkt, obwohl zitternd den Weg geht, auf den ihn die Wahrheit ruft. Aber wer hat im Grunde mehr gethan? Ich denke, der letzte! Denn ihm kam kein Enthusiasmus, ihm kam nicht eine gewisse Betäubung, in der man oft unglaublich viel vermag, zu Hülfe; und dennoch kam er bey aller dieser Stille seines Geistes, durch die ruhige Ueberlegung und die Kraft vernünftiger Ueberzeugungen, so weit als der andre. Wende das auf dich an, und du wirst mehr Ursach haben, der Vorsehung für diese Liebe zum Guten, die doch immer bey dir das Grundprincipium bleibt, zu danken, als über dich zu klagen.

Ch. Du zeigst mir die Sache von einer Seite, von der ich sie noch nicht angesehn hatte. Aber ganz kann mich das doch nicht

beruhigen. Ich fühle die Schwere der Erde, die Anhänglichkeit an das Sinnliche, selbst da, wo es würklich auf ruhige Ueberlegung ankommt, und wo ich gleichwohl nicht Herr über sie werden kann. Der grösseste und seligste Gedanke, den ein Mensch haben kann, der Gedanke an Gott — ach er ist mir lang nicht so gegenwärtig, lang nicht so lieb, als er seyn sollte!

Ph. Chariton, vergiß nicht, daß wir Menschen sind, halb von Staube, und selbst der bessere Theil von uns sehr an den irdischen gefesselt! Wir bekommen alle unsre Begriffe durch die Sinne. Kein Wunder, daß die, welche nur von den sinnlichen abgezogen, nur für das Auge des Geistes gemacht sind, uns schnell verlassen.

Ch. Wahr im Ganzen! Aber traurig, traurig für den Menschen, wenn es in dem Umfang wahr wäre, den ich deinen Worten

geben könnte. O Philotas, ich möchte zuweilen mich vor mir selbst und vor der ganzen Schöpfung verbergen können, wenn ich die unüberwindliche Gleichgültigkeit meiner Seele gegen den Unaussprechlichen wahrnehme. Ich weiß vielleicht mehr als andre, die weniger Gelegenheit zum Nachforschen hatten, wer Gott, wie herrlich er ist. Ich habe mich in Stunden der Betrachtung, bey dem Anschaun seiner Werke bis zur namenlosen Entzückung verlohren. Und doch — ach ich vermag iezt oft nicht eine Stunde mit ihm zu wachen. Will ich mit ihm reden, so fehlt es mir an Stoff — an Stoff mit dem Vater aller, als ob ich keine Bedürfnisse hätte! Ich bin über andre Gegenstände beredt; von ihm hab ich oft — nichts zu sagen. Einmal bin ich schon so weit gesunken, mich von einer Gesellschaft von Wüstlingen abhalten zu lassen, seinen Namen auszusprechen, wo es Pflicht

war,

war, ihn zu nennen. Ich trog mich erst selbst mit der Einbildung, als hätt' ich ihn nicht entweihen wollen; aber als ich ernster in mich drang, fühlt' ichs, daß ich aus Menschenfurcht von GOTT schwieg! Wer sich Gottes schämt, wird der nicht endlich dahin kommen, daß er sich der Religion überall, der Tugend, der Frömmigkeit schämt — und auf dem Wege — o Philotas, laß mich mein Angesicht vor dir verbergen — auf dem Wege bin ich.

Philotas sah die heftige Bewegung seines Freundes, und gieng einigemal auf und nieder, ohne zu reden. Zu der Theilnehmung an seinem leidenden Chariton, gesellte sich die Bewunderung der Feinheit und Wahrheit seiner Empfindung, und zugleich trat ihm der Mensch in einer Gestalt vors Auge, die ihn überraschte. Er wäre lieber hinausgegangen, diesem Drang seines Herzens durch Thränen

Luft zu machen; aber Chariton war in einer Spannung, und hing mit seiner ganzen Seele so fest an dem letzten Gedanken, daß es nöthig war, ihn mit Gewalt davon wegzureissen, ohne daß er die Gewalt merkte.

„Mein Freund," sagte Philotas mit Bewegung und faßte seine Hand, „es wird besser werden. Es wird die Zeit kommen, wo Gott uns alles in allen ist."

Er sprach dies mit einem solchen Ton der Zuversichtlichkeit und der Ueberzeugung, daß Chariton auf einmal wie aus einem Schlummer erwachte. Es war, als ob sich seine Seele plötzlich wie ins Helle gerettet fühlte. Er sah den mächtigen Tröster mit unbeschreiblicher Wehmuth, in der doch ein Stral von Hoffnung dämmerte, ins Gesicht, und sagte: Ach Philotas — wird die Zeit auch mir kommen?

Ph. Auch dir, Chariton! Diese Thränen, die du über dich weinst, diese Ueberzeugung, wie nichts wir von Gott zu fordern haben, so bald wir ohne Partheylichkeit uns selbst beobachten, sey dir das Unterpfand deiner Glückseligkeit. Die Demuth darf unaussprechlich viel von Gott erwarten; der Stolz hat Ursach, alles zu fürchten. Bey deinen Gesinnungen hat es keine Gefahr, wenn du dich zuweilen neben die Tausende stellst, in deren Seele nie ein Gedanke von GOtt und Tugend kommt. Danke der unendlichen Güte, daß sie dich vor diesen Verwirrungen verwahrte; und sey froh, daß du bey aller Unvollkommenheit nicht also fern von GOtt als iene bist, die du nicht verachten, nicht dich stolz über sie erheben, aber wohl sie desto inniger bedauren wirst. Solche Betrachtungen werden deinem Eifer im Guten einen neuen Schwung geben. Aber hüte dich dabey, daß du ihn

nicht wieder durch andre unrichtige Vorstellungen aufhältst!

Ch. Zum Beyspiel?

Ph. Durch Vermehrung deiner Pflichten, ohne Anlaß dazu in der Religion zu finden; durch willkührlichen Zwang, davon die Sittenlehre unsres Herrn und seiner Schüler nichts weiß; durch Festsetzung unsichrer Merkmale, daraus der moralische Zustand des Herzens gar nicht bestimmt werden kann; durch Forderungen an dich, die Gott selbst, der am besten wußte, was der Mensch und wozu er fähig sey, nicht gethan hat. Ich fürchte, diese Gewohnheit, bey der ich gern die Reinheit der ersten Absicht nicht verkennen will, ist die Quelle vieler Gleichgültigkeit gegen die Religion auf der einen, und vieler Leiden guter Menschen auf der andern Seite, geworden.

Ch. Und wie soll ich diese Abwege vermeiden?

Ph. Durch Beyseitsetzung aller selbsterdachten Religionsübungen; durch immer mehreres Eindringen in den Geist der allervollkommensten Sittenlehre; durch einen gewissen Grad von Selbstberuhigung, bey dem Bewußtseyn, dein möglichstes gethan zu haben; endlich durch richtige Begriffe von Gott und dem Verhältniß des Menschen gegen ihn.

Ch. Welche meinst du?

Ph. Wie viel könnt' ich darüber sagen! Nur dies! Wir vergessen noch immer zu sehr, daß alle unsre Tugend und Frömmigkeit nicht sowohl um Gottes willen, als um unsertwillen verlangt wird, weil unsre Glückseligkeit mit ihr in gleichem Grade zunimmt und abnimmt, Gott hingegen durchaus nichts dabey gewinnt oder verliert. Jede Strenge der göttlichen Gesetze ist also im Grunde lauter Güte; jedes Bestreben des Geschöpfs, sich seines Schöpfers würdig zu machen, ist Bestre-

ben

ben nach Glückseligkeit. Gott fordert dies, weil er ein Vater voll Güte ist, der sich der Seligkeit seiner Kinder freut. Vielmehr also sollte die Versäumniß unsrer Pflicht uns aufs tiefste beschämen, als in ängstliche Unruhe, oder in diese Schwermuth, der ich so gern meinen Freund entreissen möchte, stürzen. *)

Ch. Aber kann diese Vorstellung nicht Leichtsinn und träges Vertrauen auf Gottes Güte veranlassen?

Ph. Jede Vorstellung kann Irrthum veranlassen; doch diese nicht mehr als iene, welche Gott als strengen Gesetzgeber mit dem Schwerdt

*) Das ist auch Geist des Evangelii. Man vergleiche die vortreffliche Gleichnißrede des Erlösers über die Besserung eines Menschen Luc. 15, 11-32. „Ich bin nicht werth, daß ich Sohn heiße“ und doch „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.“

Schwerdt in der Hand vorstellt. Aber für den, der sie, wie du, mit dieser Redlichkeit des Herzens, mit dieser Ehrfurcht gegen den Unendlichen, mit dieser Ueberzeugung, daß er so heilig als gütig ist, gebraucht, wird sie eine Quelle voll Labsal seyn, das, indem es erquickt, zugleich neue Kraft giebt. Jeden Tag wirst du mit Freudigkeit des Geistes das Tagewerk vollbringen, das dir die Vorsehung anweiset; du wirst dir nicht ohne Noth den Kreis deiner Pflichten erweitern, weil du in einem jeden immer genug zu thun hast: aber ists dein Beruf, so wirst du auch bey dem Anblick der Schwierigkeit nicht verzagen. Siehst du, daß du hie und da gefehlt hast, so wird nicht sowohl der Gedanke, „Gott zürnt auf mich!“ als der: „ich muß es besser machen; ich muß mehr Eifer, mehr Aufmerksamkeit auf mich selbst beweisen!“ deiner Seele lebhaft werden. Ueber dein Leben wird sich Ruhe verbreiten;

breiten; du wirst unter den himmlischen Einflüssen iener seligen Vorstellungen: „Gott sieht auf mich, Gott ist um mich, der Allgnädige verzeiht meine Schwachheit, der Vater aller Wesen ist auch der meine“ — den Pfad des Lebens fortwandeln, und ob die Dorne dich ritzte und aus deinem Auge der Schmerz Thränen drängte, so wirst du doch freudig hinauf sehn zu dem, der selbst durch Leiden dich vollkommner, also seliger machen will. Setze hiezu alle die Beruhigungen, die du als Christ hast, den Trost, den ieder Gedanke an den Stifter der beseligendsten Religion giebt, der die Müden erquickte und Tiefgefallne mit einer Herablassung zu sich emporhub, die sie beynah vergessen machte, daß sie gefallen waren — und erheitre dein Auge vor Gott, der so gern fröhliche Menschen sieht. —

Diese Vorstellung blieb nicht ohne Würkung. Chariton fieng an, vieles aus einem

andern Gesichtspunkt anzusehen. Er behielt immer so viel feine Empfindlichkeit, als nöthig war, die Reinigkeit seiner Tugend auch vor jedem Schatten zu verwahren, ohne daß ihn die Aufmerksamkeit auf sich selbst trübsinnig gemacht hätte. Ich gebe hier noch ein Fragment eines Gesprächs mit Philotas, das einige Jahre später als das erste vorfiel.

Ich habe, sagte Chariton, heute, da ich mich bey dem Andenken an meinen Eintritt in die Welt alles Guten erinnerte, das mir begegnet ist, für nichts beynah so feurig dem Geber danken können, als für dich, mein Lieber. Unter so vielem, was ich dir schuldig bin, ist diese Heiterkeit und Ruhe, mit der ich in die Vergangenheit zurückgesehn habe, nicht das geringste. Wärst du nicht zu jener Zeit, wo ich trostlos mich aus der Welt wegsehnte, mein Retter gewesen, wohin würd' ich mich verlohren haben! Wie hätt' ichs wagen dürfen, vor

meine

meine Seele die Bilder der verlebten Jahre von meiner Jugend an zurückzurufen! Jeder Fehltritt hätte mich zu Boden geworfen, ich wäre bey dem Anblick ihrer Menge verzweifelt. Fürchte nicht, daß ich leichtsinnig geworden bin! Ich habe sehr gefühlt, daß Standhaftigkeit dazu gehört, von einem ganzen Leben alle die Hüllen, die Eigenliebe und Vergessenheit drüber gebreitet hat, wegzuziehn, und die Summe der erfüllten neben die Summe der unerfüllten Pflichten zu stellen. Da ist Schule der Demuth! — Aber ich hab' es vermocht, weil der Gedanke, wie gnädig Gott ist, und welche Beruhigungen die Religion giebt — gerade der, den du mir zuerst so nah vors Auge brachtest — mit iedem Tage mir grösser wird. Ich bin beynah so wenig als sonst mit mir zufrieden; aber es wirft meinen Muth nicht nieder. Ich kann es mir iezt denken, wie eben der große Mann, den wir so oft be-

wundert haben, Paulus, der sich zuweilen so heiß wegsehnte aus dem zum Tode bestimmten Leibe, aus den Banden der Sinnlichkeit in das bessere Haus, das Gott erbauet, doch auch wieder mit einer Hoheit von dem, was er durch Religion vermochte, reden konnte, der sich dem Ton des Triumphs näherte. *) Und wenn

*) Er dachte wohl an Ausdrücke wie diese: auf der einen Seite: Ich Elender! Wer erlöst mich von diesem, dem Tode und der herrschenden Sinnlichkeit unterworfenen Leibe! — Ich seufze unter der Last dieses irrdischen Körpers! Ich sehne mich nach einem himmlischen! — Mich drückt die sterbliche Hütte nieder! Röm. 7, 11. 2 Kor. 5, 2-4. Auf der andern: Ich achte, ich sey nicht weniger als die hohen Apostel! Durch Gottes Gnade bin ich was ich bin! — Was will mich scheiden von der Liebe Gottes? — Nichts! Ueber alles triumphiren wir durch den, der uns

wenn meine Seele dieser Empfindung voll wird, so hab ich Vorgefühle jener Welt, die mich über den Staub weit wegheben, und mich daran erinnern, was es seyn wird, ganz Gott leben, wie unser Dichter singt:

Von keiner Sünde mehr entweiht,
Entladen von der Sterblichkeit,
Nicht mehr der Mensch von Erde.

uns geliebt hat! — Ich bin überall in Trübsal, aber ich verzage nicht! Mir ist bang, aber ich verzweifle nicht! — Sebst meiner Trübsal rühme ich mich mit Freuden! 2 Kor. 12, 11. 1 Kor. 15, 10. Röm. 8, 35 ff. 2 Kor. 4, 7=13.

Philotas
an den kranken Selmar. *)

Ja, heb' es freudig nur aus deinen Nächten,
Das lebenmüde Haupt!
Er ist doch gnädig, gnädig doch, wie dunkel
Sein Angesicht dir scheint.

Mein Selmar, ach mein Selmar! sieh, es kehret
Der Frühling uns zurück,
So herrlich — ach du weinst? — weinst du, so schweig' ich
Von Lenz und Freude dir! —

So herrlich schmückt den Lindenbaum, das Geisblat
Die segnende Natur.
Soll ich dir Lindenblüthe, soll ich Veilchen
Dir auf dein Lager streun?

Mit

*) Aus A. H. Niemeyers Gedichten, S. 204.

Mit Mayen dir's, mit jungem Grün um-
duften?
Soll dir vom jungen Sproß
Gesundheit wehn? dir Kühle, wie am Abend,
Wenn West in Halmen spielt?
Ich geh — ich pflücke — Selmar! Ach
erheitre
Mir ganz dein Auge, ganz!
Ich geh, ich pflücke dir der jungen Blumen,
Ich breche Mayensproß.
„Dich mehr zu trüben? Dir mit allen
Dolchen
„Entflohner Lust zu drohn?
„Mit jedem Sproß nur Klageton und Seufzer
„Dem müden Ohr zu wehn?"
Ach Selmar, mehr dich trüben? — Dem
ich willig
Aus meiner Jugend Quell,
Des Lebens Tropfen schöpft', versiegt auch früher
Mein lebenvoller Quell.

Dich mehr zu trüben? — Nein der Hoffnung Bilder
Um dich zu sammlen, — nein,
Mit May und Veilchen dir die Auferstehung
Aufs Lager hinzustreun.

So heb' es, heb' es doch aus deinen Nächten
Das lebenmüde Haupt!
Er lohnt doch herrlich, herrlich doch, wie dunkel
Der Leiden Pfad dir scheint.

Für Eltern,

die um ihre Kinder trauren.

Aus dem Talmud. *)

Rabbi Meir, der große Lehrer, saß am Sabbath in der Lehrschule und unterwies das Volk. Unterdessen starben seine beyden Söhne, beyde schön von Wuchs und erleuchtet im Gesetz. Seine Hausfrau nahm sie, trug sie auf den Söller, legte sie auf ihr Ehebette und breitete ein weisses Gewand über ihre Leichname. Abends kam Rabbi Meir nach Hause — Wo sind meine Söhne, fragte er, daß ich ihnen den Segen gebe? — Sie sind in die Lehrschule gegangen, war ihre Antwort. — Ich habe mich umgesehen, erwiederte er, und bin sie nicht gewahr worden. — — Sie reichte ihm einen

*) s. Engels Philosoph für die Welt. II. Th. S. 49. Der Aufsatz ist von H. Mendelsohn eingerückt.

einen Becher; er lobte den Herrn zum Ausgange des Sabbaths, trank und fragte abermals: Wo sind meine Söhne, daß sie auch trinken vom Wein des Segens? — Sie werden nicht weit seyn, sprach sie, und setzte ihm vor zu essen. Er war guter Dinge, und als er nach der Mahlzeit gedankt hatte, sprach sie: Rabbi, erlaube mir eine Frage! — So sprich nur, meine Liebe! antwortete er. Vor wenig Tagen, sprach sie, gab mir iemand Kleinodien in Verwahrung, und ietzt fordert er sie zurück. Soll ich sie ihm wiedergeben? — Dies sollte meine Frau nicht erst fragen, sprach Rabbi Meir. Wolltest du Anstand nehmen, einem ieden das Seine wiederzugeben? — O nein! versetzte sie, aber auch wiedergeben wollt' ich ohne dein Vorwissen nicht. — — Bald darauf führte sie ihn auf den Söller, trat hin und nahm das Gewand von den Leichnamen — Ach meine Söhne! jammerte der Vater; mei-

ne Söhne — — und meine Lehrer! Ich habe euch gezeugt, aber ihr habt mir die Augen erleuchtet im Gesetz. — Sie wendete sich hinweg und weinte. Endlich ergriff sie ihn bey der Hand und sprach: Rabbi, hast du mich nicht gelehrt, man müsse sich nicht weigern, wiederzugeben, was uns zur Verwahrung vertraut ward? Siehe, der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen; der Name des Herrn sey gelobet! — Der Name des Herrn sey gelobet! stimmte Rabbi **Meir** mit ein.

Timon an Philotas.

Wenn du Trost für mich hast, so gieb mir ihn, oder ich muß ihn suchen, wo ihn die Elendesten gesucht, — ich weiß nicht, ob gefunden haben. Siehe da den glücklichen, geehrten, geschmeichelten Timon — unglücklich, verachtet, verspottet. Ha! so etwas zu erleben! Und da reden sie doch von Vorsehung! Zwar ich bin wohl zu unheilig gewesen, ihr Gegenstand zu seyn. Aber bey Gott, ich war, was die meisten sind, und ihr schwatzt ia ohnehin von ihrer Allgemeinheit.

Philotas, wenn du mich sehn solltest! wie ich da Stunden lang hinsitze, mein ganzes Elend vor mich hinversammle, und dann das Bild der vorigen Tage, die Leiche meiner gestorbnen Glückseligkeit daneben stelle! O das Glück, das Glück! Gestern im gewähnten Besitz aller meiner

ner Reichthümer, heute die Nachricht, daß alles verlohren sey! Gestern in sichrer Erwartung der Gunst meines Herrn, und durch sie eine der wichtigsten Personen für viele hunderte; sie alle an meinen Blicken hangend, sie alle vor meiner finstern Stirn zitternd, und heute — Nichts! der Triumph meiner Nebenbuhler; das Hohngelächter der Glücklichen!

Wenns mir um Unterdrückung der Schwächern zu thun gewesen wäre, wenn ich von dem Schweiß des Armen mich hätte bereichern, und Menschen unglücklich machen wollen — ich wollte die Hand auf den Mund legen und rufen: „Gott, du bist gerecht! Strafe! Strafe! Ich hab es verdient!“ Aber nun? frage doch die Armen, denen ich half, ob ichs verdiente? Frage doch die Verachteten, ob ich sie niedertrat, wie iene, die nun über mich frohlocken? Freylich hab ich nach euren strengen moralischen Lehrgebäuden mich nicht bilden wollen.

Sie

Sie mögen für Engel gut seyn! Ich war ein Mensch, und begehrte nicht mehr zu seyn. Wenn sie mich deswegen lasterhaft nennen — Philotas, du sollst mir zeugen, ob ich es war oder nicht.

Ich trüge ja wohl den Verlust meines Vermögens, und ob ich mehr oder weniger Ehre hätte — es ist doch nur Last. Was kümmert michs? Aber diese — diese fürchterliche Einsamkeit, diese Todtenstille, in der ich leben muß! Wie mir sonst meine Tage hinflossen — ein beständiger Tanz von Freuden! Ich wußte nichts von Unbehaglichkeit, denn so bald ich sie fühlte, eilt' ich in die Gesellschaften der Freudigen, und vergaß meine Launen. Fehlen thun wir Menschen doch auch, und ich that es wie alle, gieng zuweilen weiter, als ichs erst vorhatte, und ward hinterher ungehalten auf mich selbst. Welch ein unfehlbares Mittel war mir dann die Zerstreuung, und wie manche Grille

hab

hab ich auf Bällen und bey Spieltischen vergessen! Du bist, hoff' ich, zu weise, um die Stirn darüber zu runzeln, und Ball und Spiel zu verdammen. Vergnügt seyn, und sein Vergnügen suchen, wo man es finden kann, das ist doch die Summe aller wahren Philosophie des Lebens.

Das ist nun alles dahin! Mich zurückziehn, die Aufmerksamkeit von mir weglenken, ist das einzige, was mir übrig ist, ist wenigstens der Rath, den mir mein Kopf giebt; aber wie schwer ists, solchen Rath anzunehmen, so lang ihn Herz und Neigung verwirft! Denke dir meine Lage! Die ehmaligen Genossen meiner glücklichen Tage fliehn mich. Wer kanns ihnen auch verdenken? Niemand hat Lust an langer Weile. Die moralischen Herren machen Anmerkungen über mich, zucken die Achsel, und gehn vorüber. Wen hab ich nun als — mich selbst? Mich mit allen den Erinnerungen an

das, was ich hatte und nicht mehr habe! Mich mit allen dem Ueberdruß des Lebens, darin nichts, nichts mehr Reiz für mich haben kann! Mich mit den Vorwürfen über manche Handlungen, die, weil wir sie von Jugend auf verdammen hören, immer etwas unangenehme Eindrücke in uns zurücklassen! — —

Ach Philotas, ich muß abbrechen! hilf mir! Du bist wohl durch mein langes Schweigen berechtigt, kaltsinnig zu seyn: aber du bist zu gut, um dich an einem Elenden zu rächen, und ich bin mirs zu sehr bewußt, daß ich bey der größten Ungleichheit der Denk- und Handlungsart dich doch immer liebte und achtete. Gieb du mir Trost, oder — ich will es nicht hinschreiben, was mir durch die Seele fuhr. Leb wohl.

Philotas an Timon.

zur Antwort.

Gesegnet sey die unsichtbare Hand, die meinen Timon aus dem Taumel des Lebens in diese Stille geführt hat! Und du selbst, mein Freund, sey meinen Armen, meinem Herzen, dem du zurückkehrst, mit voller Seele gesegnet! Ich wuste, daß du mich nicht verkanntest, und wenn du mich verkannt hättest — wer wollte nicht gern andern thun, was er von andern wünschen würde?

Du kennst meine Theilnehmung an allem, was dich anging, und so darf ich dir nicht sagen, wie innig ich das Traurige deiner Lage empfinde, deinen Verlust bedaure, und zu iedem, was ihn dir erleichtern kann, von Herzen bereit bin. Ich schreibe dir davon nichts mehr, weil du ohne Versicherung weißt, daß, was mein

ist, dein ist, und — weil ich von etwas wichtigern zu schreiben habe.

Nicht sowohl darum, lieber Timon, weil du dein Vermögen und weil du deine Aussichten verlohren hast, bedaur' ich dich. Das ist, auch bloß mit ein wenig Philosophie angesehn, etwas so Unwichtiges, hat im Grunde so überaus geringen Einfluß auf deine wahre Glückseligkeit, daß du es selbst zu fühlen scheinst, wie gerade dies, wenn es sich von so vielen begleitenden übeln Folgen absondern liesse, leicht zu ertragen wäre. Aber die Lage deiner Seele, die Trostlosigkeit eines Herzens, das Trost begehrt, macht dich elend. Und selbst in diesem Elend stössest du noch mit Gewalt von dir, was dir Ruh verschaffen könnte.

Der Ausbruch deines Unwillens, den du mehr zu unterdrücken scheinst, als wirklich unterdrückst, hat mich nicht geschreckt. Ich fürchte von dieser Seite nichts von deinem Miß-

muth. Timon ist der Mann nicht, der so leicht unterliegt; Timon wird sich über verlohrne Güter nicht todt härmen, und der Ehre hat er auch nicht Lust als ein Opfer zu bluten. Wer noch so viel raisonnirt, wem noch die ganze Sprache des Witzes zu Dienste steht, der ist weit, weit vom letzten Entschluß. Aber um so mehr mißfällt mir das Spielen mit Ausdrücken, die dies aufs äusserste gebrachte Elend doch nur halb zitternd ausspricht. Du bist noch lang nicht da, wo die Sprache Mitleid verdient!

Du hast über die wichtigsten Sachen von der Welt (selbst als Vorurtheil einer Menge verständiger Menschen sollten sie dir ehrwürdig seyn!) mit so viel Leichtsinn geredet, daß ich wohl von dieser Seite wenig zu deiner Beruhigung sagen kann. Gleichwohl kenn ich keinen andern Trost, als der aus diesen Quellen fließt. Hast du also würklich Achtung gegen mich, so habe sie auch iezt wenigstens so weit, um mir

zuzutrauen, daß ich nie etwas für wahr hielt, als was ich geprüft hatte, und halt es denn auch einmal der Mühe werth, mich zu hören. Der Kranke, dem man helfen soll, muß nicht fragen, ob die Arzney gut oder schlecht schmecke? Ob dir also meine Gedanken angenehm oder unangenehm seyn werden, ist iezt nicht die Frage. Die Frage ist, ob sie wahr, und wenn wahr, dir heilsam sind.

Wo entspringt wohl die Hauptquelle deiner Leiden? Ach Timon! ich fürchte in dir! Du hast es selbst gestanden, und dein Geständniß hat mich bis zu Thränen gerührt, ob es wohl nicht in dem Ton der Selbsterkenntniß gesagt war! Wie unglücklich mußt du seyn, der du dich selbst nicht mehr ertragen und nicht ruhig seyn kannst, wenn du mit dir allein bist! Und woher dies? Weil dich die Erinnerung der vorigen Tage deines Lebens quält! — Und doch nanntest du es immer ein so glückliches Leben!

Und

Und doch waren wir andern immer solche Thoren, und scheinen es dir noch zu seyn, die wir dies Leben so wenig zu brauchen wusten? Wir, denen das Andenken an die Vergangenheit vielmehr angenehm als quälend ist? Wir, die eben dies Andenken sogar in bösen Tagen beruhigt? Es scheint, diese Erfahrung hat dich an deinen Meinungen über Tugend und Sittlichkeit noch nicht irre gemacht. Wir sind dir noch immer verächtliche Leute, moralische Herren, Anmerkungsmacher, Moralisten für die Engel. Und doch — wer bey seiner Weisheit elend ist — das bist du! Und wer bey seinem Wahne glücklich ist — das sind **wir**.

Ich will noch nichts von dem, was du Vorurtheil der Erziehung und was andre Gewissen nennen, sagen. Rechne die unangenehmen Eindrücke, die dir die Erinnerung an die verlebte Zeit macht, von der Summe deiner Leiden ab; bleiben nicht noch genug übrig?

Nicht noch immer iene Leerheit des Geistes? Nicht iene dich quälende Einsamkeit und Armuth an Freunden, die nun die Genossen deiner traurigen, wie der glücklichen Tage wären? Nicht iener Mangel an allem, wodurch du dir dein Elend erleichtern könntest? Mit dem Verlust deines Ansehns und deines Vermögens, sind alle Quellen von Freude und Glückseligkeit für dich versiegt.

In den Fall kann der nicht kommen, dem die Moral, welche du verlachst, heilig ist. Darum lieben wir sie, darum verehren wir sie so, wie man einen treuen Freund, den man im Leiden geprüft hat, werth hält. Sie macht uns nicht unempfindlich gegen die Vergnügungen des Lebens; aber sie verwahrt uns, in ihnen trunken zu werden! Sie giebt unserm Geist eine beständige Beschäftigung, bey der die Einsamkeit selbst etwas Angenehmes für ihn hat. Wir sind zu stolz, um unsre ganze Zufriedenheit

heit von etwas so Zufälligem, als Reichthum und Ehre ist, abhängig zu machen. Da wäre ja jeder Unredliche, oder doch jeder Fürst, Herr von unsrer Ruhe. Solche Rechte gestehen wir keinem Menschen ein; auch Königen nicht! Wir sind immer reich, auch wenn wir nichts haben; reich an Beruhigungsgründen, reich an guter Hoffnung, reich an den Gütern der Seele, die uns nichts rauben kann; reich an Freunden, die alles mit uns theilen. Gesteh mir hier wenigstens ein, daß unser System uns glücklicher macht. Ihr liebt euch um eures Eigennutzes willen; wir lieben uns um unsrer Tugenden willen. Ihr kommt zusammen, weil ihr die Lustbarkeiten, die Reichthümer, die Macht andrer zu eurem Vergnügen nutzen könnt. Wo das aufhört, ists mit euren Freundschaften vorbey, und eure Gesellschafter sind nun die langweiligsten Menschen von der Welt. So ists nicht bey uns. Das sind recht

die Tage, wo wir den hohen Begriff von Freundschaft uns ganz zu denken vermögen; es ganz empfinden, wie groß der Mensch durch Tugend werden kann. Denn nun ist das Leiden unsers Bruders das unsre; nun ists unser erstes, liebstes Geschäft, ihm iede trübe Stunde, so viel wir können, aufzuhellen. Nun kann uns nichts abhalten, auch mit Aufopferung unsrer Bequemlichkeit und Freude, die Genossen seiner Leiden zu seyn; ihn an unsrer Brust den Jammer des Lebens ausweinen, und sich — wenn wir sonst nichts für ihn thun können — an unserm Anblick, dem Anblick von **Menschen**, die ein **Herz** und **Thränen** für ihn haben, erquicken zu lassen. — **Timon**, sage mir, ob dich das nicht an deinem System irre mache? Oder wenn du glaubst, daß das leere **Worte** sind, so komm und siehe!

Laß aber auch seyn, daß wir alles dies nicht hätten — noch immer bleibt uns etwas, das

uns nie mehr werth ist, als wenn wir leiden. Wir sehen mit Ruhe in die Vergangenheit zurück; wir unterwerfen uns dem allein Weisen, und danken ihm, daß diese Leiden wenigstens nicht die Folgen unsrer Thorheiten sind. — Aber du? — O mein Timon, ich beschwöre dich bey dieser Freundschaft, die so warm in meinem Herzen ist, bey deiner eignen Ruhe, bey dem ewigen Wohl deines unsterblichen Geistes, täusche dich nicht selbst durch diese elenden Ausflüchte, als wäre Gewissen nichts als Vorurtheil der Erziehung. Du bist zu weise und zu gut, allen Unterschied zwischen Tugend und Laster aufzuheben; glaubst selbst, man könne durch Verbrechen die Strafe der Gottheit verdienen. Du solltest am ersten vernünftig genug seyn, einzusehn, daß nicht das nur Laster ist, was du so nennst; daß iene menschlichen Schwachheiten, wenn man sie so leichtsinnig behandelt, zu Krankheiten der Seele werden, die

sie unheilbar zerstören! „Wenn es mir um Unterdrückung der Unschuld, um Kränkung des Armen und Schwächeren zu thun gewesen wäre!“ — Welche Sprache! O Timon, ist das das einzige Laster? Dank es dem, der dich zur Tugend schuf, daß er dieses fühlende Herz in dich legte; aber trage diese Fühlbarkeit, daben du so wenig Verdienst hast, ia nicht wie eine Trophäe, die dir viel Kampf zu erringen gekostet hätte, zur Schau. Ich glaub' es, daß du keine Seufzer der unterdrückten Unschuld auf dir hast. Aber auch keine der verführten? Keine iener Unglücklichen, welche die Opfer deiner menschlichen Schwachheiten wurden? Keine iener Verlaßnen, (verzeih diese Offenheit deinem redlichsten Freunde!) die arm, verachtet, bedeckt mit Schande, ohne Bildung, hingeworfen unter die elendesten Menschen, in der Welt herumirren, und den nicht Vater nennen dürfen, der doch ihr Vater ist? Der

Wuche-

Wucherer kann seinen ungerechten Gewinn zurückgeben; aber kann man auch verlohrne Unschuld, gebrochne Treue, unterdrücktes Naturgefühl — kann man auch das erstatten? — —

Nein, Timon — ich verdamme dich um deines Spiels und deiner Bälle willen nicht. Besser als iene Gesellschaften, wo die Verläumdung und die Lieblosigkeit das Wort führt! Aber wenn sie dir nicht sowohl Aufheiterungen des Geistes, wenn sie nichts als Zerstreuungen waren, darin du die treue Stimme des Zeugen in dir überhören, wo du vergessen wolltest, wer vielleicht in den Momenten deiner ausgelassensten Fröhlichkeit am bittersten über dich seufzte — ob sie dich dann nicht selbst verdammen? — Und ob, wenn du ruhig genug gewesen wärst, zu überdenken, was du schriebst, dann noch Herz genug zu diesem Troz auf deine Unschuld und das Unverdiente deiner Leiden gehabt hättest? Antworte dir selbst; aber

denke

denke dabey, daß es gefährlich ist, sich immer zu täuschen. —

O mein Freund, wenn du es wüßtest, wie schwer es mir wird, diese Sprache mit dir zu reden! — Wenn du noch das Herz hast, das ich vordem an dir kannte, so mußt du selbst in diesem Ton nicht den Moralisten, der sich freut, einmal predigen zu können, sondern den Freund hören, der nur hart redet, weil er die Gefahr für dringend und den Schaden des Verzugs für unersetzlich hält; den Arzt, der dir keine Stärkungen geben kann, so lang die Krankheit dich nicht verlassen hat, weil er durch sie dich elender machen würde. Sie ist nicht für dich, die einzige Beruhigung, die ich kenne, so lang du dich mit Ungeduld unter der Hand der Vorsehung sträubst, die dich unglücklich machte, um dich wahrhaftig glücklich machen zu können.

Gewiß, Timon, das will er, der sich aller seiner Werke erbarmt. Darum segnete ich die

Stille,

Stille, in welche du geführt bist: denn sie ist das einzige Mittel, dich aus dem beständigen Taumel zu dir selbst zu bringen, dich an die Reihe verlohrner Tage zu erinnern, und dir in dieser Erinnerung Gott als den Gerechten zu zeigen. Unterwirf dich nur erst dem Allgewaltigen, und lerne mit voller Ergebenheit deiner Seele sagen: „dein Wille geschehe!“ — und ich bin gewiß, die Ruhe, nach der du ringst, wird in deine Seele zurück kehren. Wie klein wird dann, was du verloren, wie groß wird, was du gewonnen hast, in deinen Augen werden! Ein wenig Staub und ein wenig Ansehn, das du meist diesem Staube schuldig warst, auf der einen, wahre Tugend und die Achtung aller Guten, die dir dein eignes Verdienst erwirbt, auf der andern Seite. Vorher ein unaufhörlicher Sturm in deiner Seele von Leidenschaften und Entwürfen für die Zukunft; nun ein stiller Friede, zuweilen vielleicht durch

das

das Andenken an die vorigen Zeiten unterbrochen, (denn einige Vorzüge muß der Frühtugendhafte doch behalten) aber bald durch den Gedanken, ienen Labyrinthen entronnen zu seyn, wieder hergestellt. Vorher bloß zum Schein von eigennützigen, gewinnsüchtigen Menschen geliebt; nun in dem Besitz der Freundschaft der Besten und Edelsten, sicher, nie von ihnen verlassen zu werden.

Das ist der Trost, den ich für dich habe, mein Timon! Sieh, ob du ihn beruhigend findest. Mir kommt er so vor; auch dir wird ers, wenn du deine bisherigen Ideen und Vorurtheile (denn gesteh es nur, es war wenig Geprüftes darin,) vergessen, wenigstens auf einige Stunden ohne sie, bloß mit deinem natürlichen Wahrheitsgefühl und der ehmaligen Lehrbegierde deines Geistes, an die Untersuchung gehen wirst. Frage dabey die Zeugnisse aller Jahrhunderte, frage die Geschichte, und

sie wird dir antworten, daß „ie besser der Mensch wird, desto glücklicher wird er auch.“

Wenn dann der Gedanke an die verlohrne Zeit des Lebens dir zu bitter wird, und du vergebens nach einer Möglichkeit, zu ersetzen, was du verschwendet hast, aussiehst, wenn die immer näher kommende Stunde, welche dich vor den Richter aller Welt führen wird, mit allen ihren Schrecken vor dir schwebt — o! dann, mein Freund, stoß ihn doch nicht zurück, den Kelch des Trostes, den dir die Religion reicht. Du hast unsern N. . . in der Nähe. Er wird dir mehr darüber sagen, als ich in einem Briefe sagen kann, und er ist dabey so sehr der weise, vernünftige Christ, der dich nicht mit Wahn oder Menschenmeinungen, nicht mit Spielen der Einbildungskraft, nicht mit den Gemeinsprüchen der gewöhnlichen Tröster unterhalten wird; der seine Religion an der Quelle geschöpft hat, und bey dem du so wenig

die Vernünfteleyen der Zweifelsucht, als die Scheinberuhigungen der mißverstandnen Christuslehre zu fürchten hast. —

Lebe wohl, mein Geliebter! verkenne mich nicht; du hast es nie gethan! Gott gebe dir so viel Beruhigung, als du durch Demuth und Unterwerfung zu empfangen fähig seyn wirst. Kannst du, so komm in meine Arme. Ich will alles thun, was dich erheitern und wo möglich den Grund zu einer ununterbrochnen Ruhe deines künftigen Lebens legen kann.

An Agathe.

Da send ich dir, du liebe Dulderin, was ich heute gelesen habe, du kannst denken, mit welchem Hindenken nach dir. Es stimmte so ganz zu dem, was ich dir schreiben wollte, daß ich dirs nun lieber in der schöneren Sprache des Dichters, als der meinen sage.

Jedes Drangsal dieses Lebens,
So dein weiches Herz gedrückt,
Zeuget, daß du nicht vergebens,
Oft nach Trost hinausgeblickt.

Nein! nicht schwelgenden Gewürmen
Ewig überlaßner Raub,
Noch ein Spiel den Erdenstürmen
Bleibet guter Herzen Staub.

Hier in diese Wüsteneyen
Sind wir ewig nicht gebannt.
Keine Zähre mag uns reuen,
Denn sie fiel in Gottes Hand.

Was auf diese dürre Auen
Von der Unschuld Thränen fällt,
Wird gesammlet, zu bethauen
Die Gefilde iener Welt;

Die Gefilde, wo vom Schnitter
Nie der Schweiß der Mühe rann,
Deren Aether kein Gewitter
Und kein Nebel trüben kann.

Seufzer, deines Grames Zeugen,
Werden auf gen Himmel gehn,
Werden einst von Palmenzweigen
Kühlung dir herunterwehn.

Von dem Schweisse deiner Mühen,
Der hier Undankbaren quillt,
Werden dort noch Blumen blühen,
Wie sie hier kein Lenz enthüllt.

Wann Verfolgung ihren Köcher
Endlich auf dich ausgeleert;
Wenn dein Gold sich vor dem Schwächer
Seines Glanzes, rein bewährt;

Und, zur Erndtezeit der Saaten,
Da das Korn geworfelt wird,
Ausgestreuter Edelthaten
Reine Frucht im Siebe schwirrt —

Heil der schönsten schöner Stunden,
Die sich um dein Leben drehn,
Die, von Sclaverey entbunden,
Dich zur Freyheit wird erhöhn!

Es ist doch schön auf Gottes Erde!

Aus einer Gesellschaftsrede.

„Es ist doch schön auf Gottes Erde!“ — sagte Philotas eines Tages in einer Gesellschaft, darin viel über Unvollkommenheit und Elend in der Welt geklagt war, das er zum Theil zugegeben, zum Theil geläugnet, zum Theil mehr bestimmt und eingeschränkt hatte. „Es ist doch schön! — Wir haben nun Stunden mit Klagen verschwendet; es ist wohl einmal Zeit, daß wir auch des Guten gedenken, das wir genossen haben. Wie kommt es doch, daß wir dann so stumm sind, wenn wir von den Preisen des, der alles beseligt, reden sollen? Wir sind eines Vaters Kinder, meine Brüder und Schwestern, und der Vater ist Gott, und der Gott ist die Liebe. Ich hör' es ungern, daß

ihr

ihr von unserm Vater so wenig zu rühmen wißt, und so viel über ihn zu klagen habt! Und doch will ich vor euch verstummen, wenn einer unter euch aufsteht und es laut sagen darf, daß er mehr Böses als Gutes von ihm empfangen habe!"

Hier schwieg er und sah vor sich nieder, und schwieg noch, und alle sassen unruhig und verwirrt, und keiner redete. Dann sah er sie ernsthaft der Reihe nach an — und sagte endlich:

„Weil denn keiner ist, der über den unaussprechlich Gütigen zu klagen hätte, weil selbst, die noch am gerechtesten zu klagen schienen, mehr des Guten empfingen als des Elends, — laßt uns doch dankend unsre Hände emporheben, laßt uns doch in das Loblied der Natur, das auf diesem schönen Blumenfelde um uns, von allen Creaturen zu ihm hinaufsteigt, einstimmen. Vergönnt mir

mir zu reden, wovon mein Herz voll ist; warum sollten wir so etwas nur in hölzernen und steinernen, warum nicht auch in den Tempeln, die die Natur überall ihrem grossen Urheber erbaut hat, warum nicht in den frohesten Kreisen unsrer Gesellschaften hören? Laßt uns den Werth des Glücks, Gott zu kennen, von ihm reden zu dürffen, höher schätzen, da er es uns vor diesem herrlichen Baum, vor dieser stolzen Blume, vor dieser erquickenden Frucht, vor diesem süssen Sänger in den Zweigen, vor diesen Monden und Sternen voraus gab. Wie kann doch der die Würde seiner Seele empfinden, der den höchsten ihrer Gedanken, der Gott nicht denken mag, oder ihn ohne Theilnehmung denkt?

Ich bin so froh, meine Lieben! was sollt ichs euchs verbergen! Ich bin so froh, daß wir uns haben, uns lieben, uns mittheilen, uns geniessen können! Ich bin so froh über

alle

alle Glückseligkeit, die mir Gott jeden Tag meines Lebens gegeben hat. Ich habe auch geweint, aber selbst aus diesen Thränen ist Freude erwachsen. Ich habe auch gelitten, aber selbst für diese Leiden habe ich endlich danken müssen. Ich habe auch Freunde verlohren, die ich liebte wie mein Leben, und lang hat meine Wunde geblutet, aber Gott hat sie geheilt, und ich seh ihnen nun mit Freudenthränen nach. — Denn ich habe sie nur auf Tage verlohren, um sie Ewigkeiten wieder zu haben.

Ich weiß nicht, ob ich verstummen oder ob ich weiter reden soll, wenn ich in den vergangnen Theil meines Lebens zurücksehe, und die zahllose Reihe der Glückseligkeiten, die mir Gott gab und giebt, und — das hoff ich zu ihm — geben wird, erblicke. Wohl möcht ich mit dem Manne, der sich so ganz in diesen Betrachtungen verlieren, und mit einer Wär-

me, bey der man, wenn sie gleich nur in todten Buchstaben zu uns herübergekommen ist, noch mit zu glühen anfängt, von ihnen reden konnte, ausrufen: „Wie ist ihrer eine so grosse Summe! Wollt ich zählen, sie wären wie Meersand! *)“ Meine Jugend ist wie ein Traum, aber wie ein schöner Traum, den man gern zurück ruft, den man gern wieder erzählt, hingeflohn. Denen ich mein Leben dankte, sie waren so Gute, so Edle! das konnten sie ia auch nicht seyn, und ich war dann in Gefahr, des Bösen mehr als des Guten, in der Bewustlosigkeit des Kinderalters von ihnen anzunehmen. O mein Vater — das Bild deiner Tugend hat mich oft von gefährlichen Wegen zurückgeführt, denn es stand, ein treuer Warner, vor mir und winkte mir sanft (wie du warst) zu: „Sey gut! Es hängt deine Ruhe daran!“ —

Frieds

*) Ps. 139, 17. 18.

Friede über seinem Staube! Friede, Friede über allen Gräbern der Guten, die mich geleitet und das unerfahrne Kind gelehrt haben, weise zu werden. Früh und oft hab ich verlohren, woran meine Bildung zu hängen schien. Aber sie sind immer schon, mir unsichtbar, dagewesen, die mich aufnahmen, wenn ich verlassen war.

Die Freuden der Freundschaft und jener Liebe, die gute Seelen an einander fesselt — wie reiches Maasses sind sie mir geworden! Welche Seiten der Menschheit, welche schöne, herrliche Seiten hab ich durch sie kennen lernen! Das ist, dünkt mich, einer der grösten und doch am seltensten genannten Vortheile der Freundschaft mit treflichen Menschen, daß wir die Tugend näher in ihnen und durch sie können handeln sehn. Denn die reinste Tugend handelt immer sehr verborgen, und es kostet Mühe und innige

Vertraulichkeit, sie zuweilen auf der That zu beschleichen.

Und durch diese Freundschaften — o welchen Werth hat nun das Leben bekommen! Welche Stunden hab ich in den Kreisen von Edlen zugebracht, davon ieder ein andrer, ieder in seiner Art vortreflich war, und davon ich ieden den Meinen nennen durfte! Der weiß nicht, was Freude, reine Himmelsfreude ist, wer diese nicht kennt; — wenn man so von Arm in Arm geht; itzt den Festen, Entschloßnen, Ernsten, dem auch die kleinste Pflicht Gottesstimme ist, reden hört, und in dem grossen Bewußtseyn, sie nie überhört zu haben, glücklich sieht; nun die vielleicht weniger ernste, aber doch unüberwindlich starke Güte des Herzens, in dem warmen mit Liebe entgegenkommenden Freunde erblickt; dann wieder mit entzückendem Wohlgefallen auf einer sorgsamen Mutter ruht, die so gar

nichts mehr seyn will, als sie zu seyn für Pflicht und Ehre hält, jeden Schimmer verachtet, von Verstellung, auch nur von Verschönerung der Empfindung nichts weiß, und keinen höhern Beruf kennt, als das treue Weib und die wachsame Mutter ihrer Kinder zu seyn; wenn man hier eine tugendhafte weibliche Seele vor sich sieht, schöner noch durch die Schöne des Herzens, als jeden Reiz, den eine Gestalt haben kann, sich ihres Adels unbewußt, in stiller Unbefangenheit, ohne Sorgen für die Zukunft, zufrieden mit den Gütern des gegenwärtigen Augenblicks, — hier eine andre, mit allen Talenten des Geistes und der Kunst ohne eitel, mitten in denen Kreisen erzogen, wo es so schwer und dem Tugendfeinde oder dem Freudenhasser unmöglich scheint, reines Herzens zu bleiben, und dennoch nicht verdorben, weit über die Kleinigkeit menschlicher Größe erhaben, und mehr

ihre

ihre Last als ihre Vorzüge empfindend, eine Christin wo es Schande ist Christ zu seyn — und dort eine weise Denkerinn, die die Scenen des Lebens näher kennen lernte, und mit scharfsichtigem Auge durch die Trugbilder der Dinge hindurchschaut. — Sagt mir, meine Freunde, ob der, dem oft solche erquickende geisterhebende Stunden geworden sind, in eure Klagen über das Elend der Welt einstimmen, und ob er, der von allen dem Guten nichts verdient zu haben glaubt, über Ungerechtigkeit der Vorsehung sprechen, oder auch nur den, viel Verzeihung bedürffenden, Gedanken denken darf?

Es ist wahr, daß nicht immer unsere Aussaat die Erndte giebt, die wir uns einbildeten. Aber giebt sie nicht Ausbeute genug, und spannen wir nicht meistentheils unsre Erwartungen viel zu hoch? messen alles nach dem Schein, und bestimmen den innern Werth

nach dem zweydeutigen Urtheil der Menge? Rechnet das ab — welche Glückseligkeit bleibt auch hier wieder, wann wir uns die Summe des Guten denken, das Gott durch uns in der Welt thun will und wirklich thut. Freylich nur eine Freude für bessere Menschen, aber eben darum recht eigentlich für euch, obwohl so wenig empfunden. Tief schlägt es mich nieder, wenn ich überdenke, was ich vielleicht hätte thun können und nicht gethan habe; aber dann treten doch auch Freudenthränen in mein Auge, wenn ich von dem wenigen, was ich that, so über alles Erwarten und über alles Verdienen reiche Früchte erblicke, und mir vorstelle, daß iedes Gute, das wir hervorbringen, Folgen habe, deren Ziel Ewigkeiten sind. Wie vergißt man da die kleinen Vortheile, die man der Tugend aufopfern mußte! Wie bald die wenigen Verleugnungen, die durchwachten Nächte, die erduldeten ungerech-

ten Beurtheilungen andrer! Was sind einige heisse Mittagsstunden in der Arbeit, gegen eine Erndte ohne Aufhören?

Und dann, meine Freunde, sollten wir doch auch iene Güter nicht vergessen, die bloß durch das Gewöhnliche und Allgemeine, unserm Wahn nach weniger wichtig sind; — die Ruhe und Bequemlichkeit des Lebens, die Vorzüge vor so vielen Tausenden; die Fülle, mit der uns Gott unsre Bedürfnisse giebt, und das Angenehme, womit selbst, was wir zur Nothdurft des Lebens rechnen, gewürzt ist. Gerade das Allgemeine und Alltägliche sollte unsern wärmern Dank erwecken. Denn es ist doch Erhöhung des Glücks, mit vielen zu gleicher Zeit glücklich zu seyn. So laßt euch doch die Reichthümer der herrlichen Natur und iene nie das Auge ermüdende Schönheit, die sie rings um uns her — auch heute — verstreut hat, nicht vergebens zur Freude auffordern!

Ich

Ich will sie euch nicht beschreiben; sie verlieren durch Beschreibung, wollen nicht beschrieben, wollen nur genossen seyn. Geniesset doch, o ihr Guten, athmet doch in diesem balsamischen Duft, in dieser erquickenden Abendkühle neues Leben ein, und stärkt euch, wie sich die Natur stärkt. Schaut in die Schöpfung, schaut zu ienen tausendmal tausend Welten über eurem Haupt empor, und denkt den grossen Gedanken, daß der Vater dieser Welten auch der eurige ist. Kommt, kommt mit mir unter iene schattende Bäume, in iene grüne Lauben, und laßt uns dankbar und froh wie gute Kinder seyn. —

Ists nicht so, wie unser Freund zu sagen pflegt, daß ein solcher Abend, ein solcher kühler Sommertag, eine solche Nacht, die hell ist wie der Morgen, uns eine Menge trauriger Stunden kann vergessen machen? Und wenn in diesen Empfindungen des Schönen weniger

Wahrheit wäre als doch darin ist, und die Einbildung noch viel mehr Theil daran hätte als sie hat — wäre denn nicht diese Täuschung selbst Wohlthat? Und wäre der Mensch nicht ein Thor, oder doch der einzige Urheber seiner Leiden, der diesem Genuß sich nicht überlassen möchte, weil er vorüberrauschend wäre, oder weil die Sinne den meisten Theil daran hätten?

Ich hab es euch oft sagen wollen, ihr Lieben, und ihr dankt mirs vielleicht noch, daß ichs euch wieder sage! Ihr verlängert das Uebel, das euch begegnet, mit Vorsatz, und empfindet es dadurch mehr als doppelt. Da ist keine trübe Stunde, die ihr nicht unaufhörlich zurück ruft, und so beredt seyd, euch davon zu erzählen. Da ist kein Anschein von Gefahr, daß es euch nicht schon so gut als ausgemacht ist, euch werde sie treffen, ohnerachtet ieder Tag euch die Erfahrung machen läßt, daß un-

ter Tausend vielleicht nicht Eine wirklich kommt. Und manche scheinen sich gar noch ein Verdienst daraus zu machen, Möglichkeiten künftigen Unglücks auszudenken, und eure Herzen, die so wenig an guten Muth gewöhnt sind, zu schrecken. Wäre es denn nicht genug, daß ein ieder Tag seine eigene Plage hätte? Und die hat bei weiten nicht ieder! — Nicht genug, daß ihr das Uebel dann empfändet, dann, wenn ihr noch nicht Geduld und Standhaftigkeit genug gelernt habt, darüber klagtet, wenn es nun wirklich da wäre? Wer ist Schuld, daß ihr zum unaufhörlichen Leiden gebohren zu seyn scheint. Die Vorsehung oder ihr?" —

Philotas hatte mit Wärme gesprochen, und die Gesellschaft hing an seinen Lippen. Er brach schneller ab, als sie es erwartet hatten. Auch das verstärkte ihre Empfindung. Er fing bald an von gleichgültigen Dingen zu reden, und war offen und heiter wie immer. Sein

Geist verbreitete sich über alle, die zugegen waren. Jeder ward nach seiner Art froh und offen, und wie bald dieser, bald ein andrer ihm in den Blumengängen begegnete, drückt er ihm die Hand und sagte: „Ich danke dir Philotas! — Ich will nicht mehr klagen! — Ich bin beschämt, aber ich dank es dir.“ — Mit herzlicher Freude über die Schöpfung und ihren Urheber schieden sie, und ieder sagte oder dachte: „Es ist doch schön auf Gottes Erde!“ —

Philotas und Theron.

„Ich habe mich unwiederbringlich in den Irren meiner Zweifel verlohren“ — rief Theron, als er mit offner heitrer Stirn Philotas auf sich zukommen sah. Hoffe nicht mich ihnen zu entreissen! Elend bin ich, und werd es bleiben. Euch Immerglücklichen mags leicht seyn, von Trost, von Beruhigung, von Freuden zu reden. Ich mag nicht mehr davon hören.

Hört doch wohl, sagte Philotas, eine Mutter gern von ihrem Sohn, ein Bräutigam von seiner Braut reden, wenn sie gleich beyde verlohren haben. Je lebhafter man ihre Schatten heraufzurufen versteht, desto milder werden ihre Leiden. Sie täuschen sich einen Augenblick mit gegenwärtigem Genuß, und auch der Augenblick ist Wohlthat.

„Aber wenn du einer Mutter, die nie einen Sohn hatte, einem Jüngling, der nicht weiß was Liebe ist, von Sohn und Braut vorsprichst — einen Mann, der nicht weiß was Freude ist, an Freude erinnerst — o Philotas, Philotas, ihr seyd schwache Tröster! Mögt es auch! Wer begehrte denn Trost, von euch, die nicht den einzigen, den sie geben könnten, geben wollen, mitweinen, mitiammern, sich mit wegsehnen aus der Welt, wo selbst die Freude Täuschung ist.“ —

Theron, ich sehe, daß meine Stimme heute zu schwach, und dir zu unwichtig ist. Eins erlaube mir, eh ich dich verlasse.

Und was, Philotas?

Deinen Meßias! Ich will dich nicht stören in deinen Grübeleyen. Gieb mir nur das Buch, und stört dich meine Gegenwart, so geh ich in die Laube.

„Ich dachte, du wolltest mir etwas lesen? Aus dem Buch hör ichs noch gern. Es ist auch ein Freund der Leidenden, und hat viel Stellen, wobey man schwermüthig wird, wenn man es nicht war. So etwas lieb ich. Lies mir, Philotas!“

Soll ich für dich wählen? — Da stoß ich auf die Geschichte von Beor, dem Blindgebohrnen.

„Alles gleich gut! zumal dies! der wird vermuthlich von Elend reden.“

Du erinnerst dich doch, sagte Philotas, einigermaßen der Stelle, und des Zusammenhangs. Die heilige Geschichte erzählt, bey dem Tode Christi wären Todte erstanden und wären vielen erschienen. Diesen Stoff hat der grosse Dichter genutzt, und er beschreibt in diesem eilften Gesange die Erscheinungen. Er dichtet unter andern, daß einer, der eine Erscheinung gesehn, eben der Blindgebohrne, von dem Jo-

hannes so treflich erzählt hat, gewesen. Das ist die Scene, die ich dir lesen will. —

Er hub, mit tiefer Bewegung seines Herzens, an, und mit heissem Sehnen, das Buch, das schon so vielen Leidenden Trost war, möchte doch auch seinen Theron erquicken. Diese Empfindung gab seinem Ton selbst das biegsame, zitternde und doch treffende, das von Herz zu Herz dringt.

Eine der schwermuthsvolleren und zu empfindlichen Seelen,
Die des Guten, das sie empfingen, schnelle Vergesser,
Und Vergrösserer, oder auch gar Erschaffer des Elends,
Dies nur denken, in dies, mit grübelndem Ernst sich vertiefen, —
Beor, hatte sich von den Menschen gesondert, und lebte
In der Einsamkeit. Wie der Freudiggeschäftige gerne

Mit

Mit dem kommenden Tag aufwacht, scheucht' er den Schlummer
Gern um Mitternacht. *) An der Hütte fernen Eingang
Nährt' er ein wenig Schimmer, **) wie Todtenlampen in Gräbern.

*) Denen Lesern zu Gefallen, die **Klopstocks** Sprache, besonders seine Wortfügungen und seine kurzen Uebergänge nicht gewohnt sind, setzt der Herausgeber einige erläuternde Anmerkungen unter den Text. Es sey zugleich Probe, wie man auch Ungeübteren den Meßias leicht verständlich machen könnte, ohne daß wir Eustathische Commentare nöthig hätten. — Der Sinn der ersten Perioden von den Worten an: „**Eine der** — **um Mitternacht** ist kurz! **Beor**, (eine der Seelen, die zu leicht das Gute, das sie empfingen, vergessen, und nur an ihr Elend, das sie oft vergrössern, oft sich selbst erschaffen, denken,) dieser **Beor** hatte sich aus der Gesellschaft in die Einsamkeit zurückgezogen. Statt daß andre, die mit frohem Muthe immer geschäftig sind, mit Anbruch des Tages erwachen, vertrieb er sich schon um Mitternacht den Schlaf.“

**) Eine düstere Lampe.

Jetzo hatt' er sein Brodt gegessen, sein Wasser getrunken,
Sich zu dem Grübeln gestärkt! *) . . „So komm dahin denn wieder,
Wo du so oft schon warest, hinab, zerrüttete Seele!
Muß nicht Elend seyn? und müssens nicht Einige tragen?
Ja, es muß, weil es ist! Und müßtens die Himmel nicht tragen,
Lägs nicht auf uns? Denn da muß es seyn; sonst wärs nicht geworden.
Aber warum? **) . . So oft ich frag', antwortet mir keiner,

Weder

*) Jetzo (kurz vorher, eh er eine Erscheinung sah) hat er sein kümmerlich Brodt und Wasser genossen, um nun wieder grübeln zu können. Das folgende „So komm dahin rc." sind Worte oder Gedanken Beors.

) Es muß wohl ein unerforschliches Schicksal geben, das auch Elend über die Welt beschloß. — Aber wenn ich nur die Ursach wüste. Es wäre doch eine Art von Beruhigung, zu wissen: **Es muß Elend geben!

Weder im Himmel, und weder auf Erden; und so verschwindet
Mir der Trost, daß es seyn muß! Allein bey dem wankenden Troste
Darf mein belastetes Herz doch ringen nach dieser Antwort:
Warum sondert es einige Menschen sich aus und faßt sie
Eisern an, und hebet sie hoch aus dem Strom und trift sie
Mit zermalmendem Arm? mich mit zermalmendem Arme?
Ward ich nicht blind gebohren? und lebt', ein Blinder, *) so lange?
Zwar gab Er dem Auge den Tag, auch meiner Seele
Einige Dämmrung von sich; doch Nacht ist diese geworden,
Denn er ist todt! **) . . entsetzliche Nacht! Was hilft mir des Auges Kur-

*) Als ein Blinder.

**) Jesus hat zwar mein Auge geöffnet; er hat mir auch einige Belehrung von seiner Bestimmung auf Erden gegeben. Aber dies kleine Licht ist mit seinem Tode erloschen.

Kurzer Tag, da in Dunklerem wallt, als selber des Todes
Thal ist, meine Seele? *) Des Auges Blindheit, o kehre
Du nur wieder! Ich kann mich nicht mehr des Anblicks der Schöpfung,
Nicht des Strahls mehr freuen, der Sarons Blume beselet,
Und die Ceder Gottes! Die Abenddämmrung versenkt mich
Nicht in Empfindungen mehr, die sanft wie sie selber waren.
Der bin ich geworden, obwohl aus dem nächtlichen Grabe
Meiner Blindheit erwecket? Ja der bin ich geworden!
Denn umnachtet ist mir die noch viel blindere Seele,
Als mein Auge sonst war! Denn ach, ihr Engel! (verdankt es

Unserm

*) Da meine Seele in einem dunkleren Thal, als das Todesthal ist, umherirrt, da ich mich aus diesem Tode eines Unschuldigen nicht finden kann.

Unserm Geschlechte, daß wir die Unglückseli-
gen wurden!)

Denn, ihr Engel! ist Er nicht todt? . .

Theron. O mein Freund, das ist mir wie aus der Seele gesprochen. Was ist Blindheit des Leibes gegen die Blindheit der Seele? — Fast dieselben Zweifel, diese Menge von Elend in der Welt, diese Seufzer der Unschuld, diese unausforschbaren Tiefen der Religion, das alles, alles verwirrt mich. Ich kann nicht weiter.

Phil. Laß uns weiter hören, mein Lieber!

Ein ermüdeter Greis trat
Zu dem Klager herein. G. „Gieb mir, o Beor,
den Becher.
Ich bin älter, als du, und litt viel grössere
Leiden!" *)

B. Grös-

*) Gieb — Becher sind Worte des hereintretenden Greises. Grössere — bücken, Worte Beors. Im Folgenden sind die Worte des letztern mit B., des erstern mit G. bezeichnet.

B. „Grössere Leiden, als ich? Viel älter bist du. Da nimm dir
Meinen Becher. Ich kann zur Quelle leichter mich bücken!“
G. Hast du auch Speise für mich, mein schwaches Alter zu laben? . .
B. „Nimm den Brosam, und iß.“ G. Du bist, deß freu ich mich, Beor,
Gegen andre nicht hart; nur gegen dich selber verhärtest
Du dein Herz, und willst dich nicht trösten! Dich ja nicht zu trösten,
Forscht dein Verstand, und strebt dein Herz. Ich kenne dich, Beor!
War zugegen, als Du die Schöpfung das erstemal sahest. *)
B. „Wenn du mich kennst, so kennst du den Schwermuthsvollsten der Menschen!
Desto schwermuthsvoller, je mehr die Kraft mir versagt ist,
Das in mir zu beherrschen, was mich zu der Traurigkeit hinreißt.

Aber

*) Ich war (unsichtbar) zugegen, als Jesus dein Auge öffnete.

Aber wähne nur nicht, daß mirs an des Traurens Ursach
Mangle. Den Heitersten stürzt' ein Elend, wie meins, zu der Erde!
War ich nicht blind seit meiner Geburt, — und lang', — und des Lebens
Beste Zeit? — Bin ich nicht an Einsicht blinder, den grossen
Göttlichen Mann zu erkennen, der, Wunder zu wirken, von Gott kam?
Und wird etwa sein Tod zu neuem Erkenntniß mir Licht seyn?
Kennest du nun ein Elend, wie meins ist? Und müssen nicht fürchten,
Immer elend zu seyn, Elende von ihrer Geburt an?
Ist nicht unablassende Pein der künftigen Bote? *)
Ach bestraft der Gerechte nicht mehr, als Anderer Sünden,

Meine

*) Unaufhörliche Pein — ist sie nicht der Vorbote künftiger Leiden?

Meine Sünden? Ich fluche dem Tage meiner Geburt nicht,

Aber ich wünsche beynah, nicht zu seyn!" Hier endete Beor.

S. That er dir nicht auf Einmal, als du es am wenigsten hofftest,

Seines Allerheiligsten Vorhof, die herrliche Welt, auf? *)

Ihre Fülle der Segen von seiner Sonne bestrahlet?

Freuden hattest du da, wie der Immersehenden keiner

Jemals empfand! Und öfnet' er dir in die künftige Welt nicht

Einen Blick, als er sich den Sohn des Ewigen nannte?

War dies, Beor, auch Elend? auch Strafe der Sünde? Die Sünde

Straft er an dir nicht mehr, wie an Andern. Die Herrlichkeit Gottes

Wollte

*) Die Natur, die gleichsam der Vorhof des Himmels ist.

Wollte strahlend an dir, du Elendbeseligter,*) Jesus
Offenbaren. Du warst, ihr Zeuge zu werden, erkohren
Schon vor deiner Geburt. So dachte der Ewige deiner!
Beor rief: „Du verführst mich in neue Tiefen des Grübelns!
Laß mich! da, wo ich lieg', ist es tief genug! mein Abgrund
Tief genug! Ha! wärst du ein Engel des Lichts, und sprächest,
Wie du sprichst; doch fragt' ich dich: **) Wie, was Gott im Geheimsten
Seiner Verborgenheit thut, du, obgleich ein Unsterblicher, wüßtest?
Denn ersinne mir etwas, das weiter aus dem Gesichtskreis

Aller

*) Du durch Elend oder nach Elend glücklich gewordener.

**) Wenn du ein Engel wärst, würd ich dich fragen, woher du das wüßtest?

Aller Erforschungen läge, das mehr der Herrscher verbürge, *)
Als: Elende zu machen, um herrlich durch sie zu werden! . . .
Und wie weißt du, Sterblicher, denn, des Ewigen Rath sey
So zu handeln? Wofern ein Engel mirs sagte, so glaubt' ichs:
Aber, er schau hinab in die ganze Tiefe! das würde
Selbst ein Engel umsonst mir sagen!“ Jetzt redte der Alte:
G. Ist denn kein ewiger Lohn, du Zweifler? Und sind denn nicht Stufen
Dieses ewigen Lohns, die hinauf in die Himmel der Himmel
Steigen? Und kann, wen Er um seinetwillen betrübte,
Gott denn den nicht belohnen? Der unerschöpfliche Geber

Aller

*) Nenne mir etwas, das weiter ausser dem Kreise unsrer Einsichten läge, und das Gott geheimnißvoller thäte, als rc.

Aller Seligkeit, nicht auch den? Du stehest am Meere:
Sieh, Ein Tropfen kann dich, du Staub, mit Fülle beströmen!
B. „Du erquickest mein Herz, ehrwürdiger Alter. Doch wenn auch
Gott so handelt; wie darf so hoch ich wähnen, ich wäre
Der Glückseligen Einer, die Gott mit Elend belastet,
Sich zu verherrlichen! sie mit ewigem Lohn zu belohnen!"
G. Einer von diesen bist du! das weis ich! Mit Ueberzeugung
Wirst auch du nun bald es erfahren. Denn Tag in der Seele
Wirds dir, freue dich, werden! Der Morgenröthe des schönen
Lichtvollen Tages, ich seh schon ihre Schimmer von ferne.
Laß, eh er kommt, uns beten, damit er betend dich finde,
Gottes Tag... Sie sanken hin, und knieten im Staube,

Hiob vorwärts an Beor.*) Und Beor stammlete weinend:

„Herr, Herr, Gott barmherzig, und gnädig, bin ich der Erkohrne
Elend zu seyn, damit du noch mehr dich meiner erbarmest:
So erheb' ich mein Haupt, mit Danke, mit Danke gen Himmel
Daß du dem Auge Blindheit, und Nacht der Seele voll Schwermuth
Dies, Erbarmender, gabst, mit ewigem Danke! denn ewig
Soll mein Jubel erschallen, daß Gott, Gott, so sich erbarmt hat!
Hüter des Menschen, ist sie nun bald vorüber, der Seele
Nacht? O Hoffnung, du neue, du himmelerhebende Hoffnung,
Dich empfang' ich vom Herrn! Gepriesen, mein Vater, gepriesen

Sey

*) Der Alte, der bisher geredet hatte, war also Hiob, der nach der Idee des Dichters, auch unter den Auferstandnen war, und dem Beor erschien.

Sey dein herrlicher Name, des Gnadenvollen Erbarmung,
Diese Mutter des hülflosen Kindes! Und wenn sich des Sohnes
Auch das Weib nicht erbarmte, so wird doch Gott sich erbarmen.
Herr, Herr, Gott barmherzig, und gnädig, gepriesen auf ewig
Sey dein herrlicher Name, daß du mir von der Geburt an,
Blind zu seyn gebotest! daß du mir Leiden die Fülle
Gabst, und Thränen, und deinen göttlichen Boten, das Elend,
Mich zu lehren, mir sandtest! mir Zweifel und Schwermuth der Seele
Sandtest, damit ich, wie sehr ich deiner Hülfe bedürfe,
Tief ins Leben hinein, in meinem Innersten fühlte! . . .
Aber soll ich nicht dir auch danken, Gesendeter Gottes,
Helfer in Juda? Allein (hier wurde die Stimm' ihm schwächer)

Er ist todt!“ . . . Er lebt! (Es ruft's mit gewendetem Haupte,
Und mit strahlendem Angesicht, Hiob,) er lebt! und mit Eile
Stand er auf, und war ganz Herrlichkeit jenes Lebens.
Sieh, er ist nicht todt mehr, er lebt! und einer der Zeugen,
Daß er lebe, bin ich, den er vom Tode geweckt hat,
Hiob. Ich litt, das glaubst du doch nun? viel grössere Leiden,
Als du littest! allein wie hat er auch mein sich erbarmet!“ *)

Was sagt mein Theron zu dieser Stelle?

„O Philotas, was soll ich sagen? Sie verwirrt mich, und entzückt mich! Schlägt mich nieder, und richtet mich doch auch auf. Ein wunderbarer Kampf in meiner Seele! Mich

*) Er lebt 2c. Worte Hiobs, der iezt auf einmal in herrlicherer verklärter Gestalt sich zeigt, und darauf den leidenden Beor verläßt.

Mich dünkt, der Dichter muß einmal in meiner Lage gewesen seyn. Er hat so ganz das geheimste Ringen meiner Kräfte mit Zweifeln und fürchterlichen Ungewißheiten dargestellt. So — gerade so wie Beor ists mir, wenn ich das alles überdenke, mich und die Welt um mich und den Gott, der Herr über das alles ist, und die unabsehlichen Tiefen der Religion! Mein Freund, hat es dich nie bis ins Innerste erschüttert, daß der Seufzer und Thränen auf Gottes Welt kein Ende ist, daß Fürsten, die Menschen wie wir sind, ihre Brüder zu Tausenden schlachten können, und daß Gott schweigt? Die Religion kläre das alles auf, sagt ihr! Und wie denn? Sie, die uns in der tiefsten Unwissenheit läßt, über das, was wir am heissesten zu wissen begehrten? Nichts, nichts von ienem Leben nach dem Tode sagt, zu dem sie doch Hoffnung macht! Unsre Hoffnung auf Lehren baut, an deren Begreiflichkeit wir verzweiflen

müssen? Und dann eben das, was Beor klagte, daß ihm zu hoch sey, daß Gott Elende mache, um sie desto mehr zu beseligen? daß die Redlichkeit bis ans Ende niedergetreten liegen und sich doch den leisesten Seufzer zur Sünde machen soll. —

„**Ist denn kein ewiger Lohn, du Zweifler? und sind denn nicht Stufen dieses ewigen Lohns, die hinauf in die Himmel der Himmel steigen?** — Weißest du denn, ob es dich glücklicher machte, alles zu wissen, was du wissen möchtest? Weißest du, ob du dies Vielwissen zu tragen und ob dein Verstand Bilder von dem Leben in jener Welt zu fassen vermöchte? — oder daß eine Welt möglich sey, ohne diese Unvollkommenheiten, die, wenn du etwas höher ständest, dich vielleicht lauter Harmonie dünken würden? Oder weißest du nicht, daß Gott, wen er durch Leiden vollendet, dem auch Kraft giebt zu tragen, auch Kraft über die sinnliche

liche Empfindung durch Vernunft Herr zu werden, und — siehe da die Grösse des Menschen! — da noch Gott zu preisen, wo man Verleugnung der Vorsehung und Verzweiflung erwartet hätte? — — Und dann, Theron, ists denn auch recht, sich wie Beor mit Fleiß in Melancholie einzuhüllen, alle Bilder der Schwermuth um sich zu versammeln, um nur zweifeln zu können? Auch recht, nur des Lebens Unterhalt zu geniessen, den uns Gott gab, um ihn mit Dankbarkeit anzunehmen, um dich wie er zu neuem Grübeln zu stärken? Auch recht, Gott vorschreiben wollen, wie viel er uns von jedem Guten zutheilen soll — wie viel Ruhe, wie viel Licht, wie viel Freuden? Auch recht, mit dem zu hadern, der kleine Tugenden, die ohnehin Pflichten sind, mit Ewigkeiten von Seligkeiten belohnen, wir sollten lieber sagen, uns für sie damit begnadigen will. Laß michs dir offen sagen: „Wer so grosse Forderungen an

Gott thut, wer es wagt, ihm so alles vorzuzeichnen, dem ists sehr nöthig, durch Zweifel und Schwermuth der Seele, und durch den göttlichen Boten, das Elend, zu lernen, wie sehr er Gottes Hülfe bedürfe, und wie sehr es ihm Pflicht sey, sich an die Menge des Guten, das ihm ward, zu halten, um nicht an Gott in Stunden der Angst zu verzagen."

Ach, Philotas, wie demüthigst du mich! Ich fühl es, ich fühl es, ich habe gesündigt, daß ich Gott richten wollte!

„So hat Gott deine Sünde von dir genommen, denn er ist sehr gnädig und weiß, wohin das schwache Geschöpf zuweilen gerathen kann. Aber fange an, ihm nun durch Glauben an seine Güte, die alles wohl machen wird, zu dienen. Komm, komm, laß uns hinausgehn und den grossen Vater der Natur anbeten! —

An

An Euphranor.

Nein, mein Euphranor, ich verkenne dich nicht! Das sind die Thränen der Tugend und der Religion selbst, die du weinst; schöne edle Thränen, über die sich Engel freuen würden, wenn sie davon wüßten. Und doch möcht' ich gern ihre Quellen, wär' es möglich, verstopfen, und deinem sanften Herzen, das es so sehr verdient, mehr guten Muth, mehr ungetrübte Freuden geben.

„Ich habe, schriebst du vor einiger Zeit, iezt viel mehr traurige als heitre Stunden. Ich lebe an einem Orte, wo kein Tag hingeht, an dem ich nicht Auftritte sehe, die mein ganzes Menschengefühl erschüttern. Du glaubst es nicht, Philotas, wie hier die Religion, unsre theure heilige Freundin, unsre Hoffnung im Leben und Tode, verkannt, und ach! wärs das nur allein! wie sie verachtet, verhöhnt, verlästert

ſtert wird! Die ſich ihre Diener nennen, ſind ihre Verleugner! Sie predigen in den Tempeln Gottes, was ſie in ihren Geſellſchaften verlachen, oder wogegen ihr ganzes Leben zeugt. Unglaube wird ſchon bey dem Volk Gotteslåugnung; Unſterblichkeit iſt ihnen ein Måhrchen; kůnftiges Gericht eine mythologiſche Fabel, allenfalls fůr Dichter noch brauchbar, obgleich auch die, meint man, beſſer thåten, bey der alten Mythologie zu bleiben. Tugend und Laſter ſind relative Begriffe, Wůrkungen eines blinden Zufalls, ohne Verdienſt und Moralitåt. Und ſelbſt die, welche nicht bis dahin kommen, — wie ganz etwas anders iſt ihnen nicht die Religion, als ſie unſern Våtern war! Welche andre Sprache, andre Vorſtellungen, andre Anweiſungen! Da wird ohne Bedenken angenommen und verworfen, woran man ſeit siebzehn Jahrhunderten gezweifelt oder geglaubt hat. Die unwiſſende Heerde folgt, wohin ihre

Hirten

Hirten sie führen, und oft, fürcht ich, sind es dürre Wüsteneyen, in die sie sie leiten! Gott, wenn ich mir es denke, daß so viele meiner Brüder einst ewig unglücklich seyn werden! Auch so viele, die ihre Erziehung, ihre Umstände, ihre Dürftigkeit geradehin zum Laster führte, und sie zu mitleidenswürdigen Schlachtopfern wilder Lüste verworfener Menschen machte! Die alle, die alle einst unselig! und ewig! O **Philotas**, mein Herz möchte zerspringen, wenn ich das alles täglich sehe!" —

Ich schrieb dir deine Worte ab, lieber **Euphranor**, weil du dich ihrer vielleicht nicht mehr erinnern, und bey manchem, was ich zu deiner Beruhigung zu sagen versuchen will, nicht ganz verstehn möchtest, wohin ich deute. Unwahr kann ich deine Klagen nicht geradezu nennen. Wollte Gott, ich könnt es! Aber ich fühle es mit dir, daß Religion und Sittlichkeit, ich will nicht sagen viel mehr, aber doch

sichtbarer, als ehemals sinkt, und selbst die Larve von Tugend und Religiosität ohne Scheu abgezogen wird.

Doch laß uns von hier ausgehen! Meinst du, daß würklich diese Larve viel werth war? Meinst du, daß der Wechsel — Aberglaube, Heucheley und Unglaube so ungleich ist? Hat das Christenthum etwas an denen verlohren, die eine Lüge sagten, wenn sie sich Christen nannten und die Wahrheit reden, wenn sie sich des Namens schämen. Ich will dir nicht ganz unrecht geben, daß der würklich Ungläubigen mehr sind, und daß, wenn auch viele vormals blos Religion glaubten, ohne sie zu üben, doch ein gewisses Principium in ihren Herzen blieb, das sie, wenn sie endlich, und wärs in der Abendstunde ihres Lebens gewesen, aufwachten, doch zur Annahme der grossen Lehre, die uns zu besseren Menschen bildet, geneigter machte. Aber wie wenn ich dir die dagegen

stellte, die vielleicht — und ich glaube der Fall ist nicht selten — auf einen gewissen Grad moralischer Verdorbenheit kommen musten, ehe sie fühlen lernten, wie elend sie waren? Bis dahin war das wenige Religion in ihnen, doch eigentlich nichts als leerer Name, eine stockende Triebfeder, die man nicht vermißt hätte, weil das ganze Werk ohnehin feyerte. Wer ist uns gut, daß nicht gleichwohl bey dem Anfang ihrer Besserung, gerade dis die ersten neuen Hindernisse in den Weg gelegt, und sie durch den Stolz, doch noch immer besser als andre gewesen zu seyn, auf einmal wieder zurückgehalten hätte. — Sofern getrau ich mich kaum, unsre Zeiten einer wirklichen Verschlimmerung anzuklagen. Das Studium der Geschichte hat mich darin bestärkt. Ich stieß in Jahrhunderten, wo man viel weniger von Unglauben hörte, auf Scenen, bey denen ich vor der Menschheit zurückbebte, auf Scenen, die —

wohl noch möglich, ich fürchte hie und da noch würklich — aber gewiß nicht mehr so häufig und so öffentlich sind, als damals. Die Religion selbst fand ich zur Dienerinn der abscheulichsten Thaten gemißbraucht, und mußte oft, in diesem Erstaunen verlohren, vor mir selbst ausrufen: „Heilige Tochter des Himmels, hättest du nie die Erde besucht!“ Von manchen Lastern läßt sich geradezu sagen, daß sie mit der Aufklärung des menschlichen Geschlechts abgenommen haben. Grausamkeiten, Verfolgungen, ungeahndete Unterdrückungen der Unschuld und der Armuth, sind gewiß weniger geworden, und durch das aufgehende Licht, in Ländern, wo die Dunkelheit bisher noch sehr vieles überdeckt hat, werden auch andre Arten von Lastern, welche die Folgen des unnatürlichen Zwangs freyer Menschen waren, abnehmen. Laß uns denn, Euphranor, laß uns immer die Sache im Ganzen

ansehn. Wir sind Bürger der Erde, nicht Bürger einer einzelnen Stadt. Wir sind Brüder aller Menschen, nicht blos derer, die ein Scepter mit uns weidet, oder die eine Sprache mit uns reden. Wenn der Blick auf die eine Seite uns zu trübe macht, so laß ihn uns auch auf die andre werfen, damit wir erheitert werden.

Es ist traurig, sehr traurig, daß Lehrer der Christen gegen ihre eigne Lehre zeugen. Ich dächte — denn erzwingen läßt sich Ueberzeugung nicht, obwohl die wenigsten darnach gerungen haben — lieber schwarzes Brod essen, und dabey redlich genug seyn, nicht um Geld willen predigen, was man nicht glaubt, oder es wenigstens übergehen, und sich auf andre auch nützliche Wahrheiten einschränken. Doch laß uns nur nicht glauben, mein Lieber, daß das nur Schade unsrer Zeiten allein sey. Vielleicht hat von ieher niemand der Religion

mehr im Ganzen geschadet, als ihre Lehrer — bald durch ein Leben, das das Aergerniß ihrer Zeitgenossen war, bald durch eine Art des Umgangs, der von ihrem Amt zurückschreckte, bald durch eine Uebertreibung der Lehre Jesu Christi, oder durch solche Vermengung ihrer schönen Einfalt mit Menschensatzungen, die ihr wenig Liebe und Vertrauen erwerben konnte. Klage daher nicht zu allgemein über Neuerungen. Es ist Undank, den Namen der Aufklärung zum Spottnamen zu machen. Ich will gern glauben, daß eine Menge höchst irriger Vorstellungen in unsrem Religionsvortrag, aus guter Meynung, bald in der Hitze des Streits, bald aus Mangel richtiger Begriffe in den Köpfen der Lehrer, gekommen sind. Dies alles macht sie deswegen nicht weniger schädlich, und kann das Verdienst, sie, die vielleicht Störer der Gemüthsruhe vieler Tausende sind, bestritten zu haben, nicht verkleinern. Mein **Euphranor** ist auch zu

weise,

weise, um das Ansehn unserer Väter, oder die Stimme von Jahrhunderten für geradehin entscheidend zu halten. Wie in keiner Wissenschaft, so kann auch in der Wissenschaft der Religion niemals der menschliche Geist seine Gränze erreichen; er kann in gewissen Seiten so weit gekommen seyn, daß ihm nun die bescheidne Ehrfurcht stille stehn heißt, er kann auf Lehren stossen, wo sein Glaube an eine Offenbarung ihn erinnert, auch Gott zu glauben, wo er nicht alles versteht; aber das, was er versteht und glaubt, sich immer richtiger, bestimmter, würdiger und fruchtbarer zu denken, den Winken der Offenbarung nachzuforschen, und neue Aussichten, so weit seine Sehkraft reicht, zu verfolgen — wer könnte, wer möchte das zur Sünde machen? Wer auch selbst den, der nach unsrer Ueberzeugung irrte, deshalb schlimmer Absichten anklagen? — Wenn nun aus diesem Bestreben neue Lehrformen entstehn, so

laß uns immer fragen, ob es nicht würklich blos Formen, nicht neue Lehren sind? ob man nicht vielleicht nür das Unbequeme der Methode, nicht die Sachen angreift? ob man Nebendinge, oder ob man das Wesen des Christenthums antastet? Glauben wir Irrthum zu sehen, so wollen wir die Wahrheit mit desto stärkern Gründen unterstützen, und die Irrenden mit sanftmüthigem Geist belehren, statt uns ohne Noth ängstlichen Vorstellungen zu überlassen, und diese Sorgen dem befehlen, unter dessen Einflüssen die Lehre der Wahrheit bekannt gemacht ist, und sich, zum Erstaunen eines ieden, der nachdenken kann, ausgebreitet, und unter den schreckendsten Umständen erhalten hat.

Laß es denn auch seyn, daß eine Menge von nichtdenkenden leicht überredbaren Christen, über manche Sachen andre Belehrungen bekämen und annähmen als die gewöhnlichen. Seyn sie nur treu der Stimme ihres Gewissens, streben

sie nur gute Menschen zu werden, in dem Sinn, in welchem es die vollkommenste Lehre verlangt, — gewiß, lieber Freund, es kommt auf ihr Glaubenssystem nicht an. Welcher gemeine Christ hat nicht in seinem Kopf unglaublich viel Vorstellungen, die ganz wider die strenge Rechtgläubigkeit sind? Unter welchen groben Bildern stellt er sich Gott, stellt er sich seine Eigenschaften, seine Handlungsart, seine Verhältnisse gegen den Menschen vor! Willst du ihn deshalb — wenn er dieser Erkenntniß treu bleibt — von der künftigen Seligkeit ausschliessen? Forsche die Geschichte der Offenbarung; forsche die Geschichre der ersten Stiftung des Christenthums; beobachte die Urtheile seines erhabnen Stifters und seiner ersten Schüler, — und ich bin gewiß, du wirst beruhigter zurück kommen.

Ueberhaupt, mein Theurer, sollte deine zarte, theilnehmende, so ganz menschliche Seele, sich am liebsten und öftersten denen Betrachtungen,

welche die unumschränkte Güte Gottes betreffen, überlassen, die Schriften am meisten studiren, welche richtigere Begriffe von dem, was wir den Verhalt seiner Eigenschaften gegeneinander, in unsrer dürftigen Menschensprache nennen, befördern, und ieder Belehrung offen seyn, die dich zur Beruhigung über Zweifel dieser Art leiten könnte. Unsere höchste Idee von der Güte des Alliebenden, bleibt weit, weit hinter der Wahrheit zurück. Wir erschöpfen niemals den Namen: **Vater aller seiner Geschöpfe! Erbarmer über alle seine Werke!** Was läßt sich von einem solchen Wesen erwarten! Mit Recht klagst du über die Unglücklichen, die in der Blüte zu Schlachtopfern des Lasters hingerissen, oft eh sie wissen, was Tugend und Laster ist, an Abgründen unaussprechlichen Elends wanken! Aber was macht dich am meisten empfindlich gegen sie? Ich denke das beynah unverschuldete, die mehr als halbe Nothwendig-

keit, die in den Umständen ihres Lebens lag, das zu werden, was sie sind! Die unwiderstehlichen Hindernisse, sich aus der Tiefe, in welche sie Macht und Betrug hinabgestossen hat, wieder herauf zu arbeiten! — Und das sollte der Allwissende nicht wissen? Das sollte sein Gericht nicht bestimmen? Das sollte sie gleich elend mit ienen Frevlern machen, die über der verführten und niedergetretnen Unschuld hohnlächelnd triumphiren? Das sey ferne!

Gott straft, um zu bessern! Um sich zu rächen, kann er nicht strafen, und wenn man es auch aufs erträglichste vorstellte — es kann nicht seyn! Wollen wir diesen Zweck auf das kurze Leben am Grabe einschränken? So machten wir Gott von unserm Leben abhängig; diese zufällige Veränderung in einem der kleinsten Theile seines Reichs brächte beständigen Wechsel in ihm hervor. Nein, **Euphranor**, auch Ewigkeiten hindurch dauert Gottes Erbarmung

 fort.

fort. Er wird bis ins Unendliche beseligen — selbst durch Elend beseligen; — bis er das Elend umschaffen kann zur Wonne. Trockne hier einige Thränen! — Es wär ein fürchterlicher Gedanke, wenn wir ihn, wie ihn sich Menschen gedacht haben, denken wollten: „Elend ohne Aufhören! Quaalen ohne Ende!“ Aber wenn die traurigen Folgen des Lasters sich forterstrecken über das Grab, wie sehr werden sie dann Wohlthat, selbst für die Leidenden! Wie sehr wird zu gleicher Zeit höchste Ordnung in der Welt Gottes erhalten! Wie viel mehr glücklich wird der Immertugendhafte seyn! Aber wie wird doch zugleich iedes Bedürfniß, iedes Sehnen nach Glückseligkeit erfüllt, iedes Herz, wo Empfänglichkeit ist, genug haben, und den Werth der Tugend, die Gottes Kind und das Kind der Religion ist, desto höher empfinden. Jene Unglücklichen, über die du so tief trauertest — konnte sie Gott nicht, der alles vorher-

sieht, in Umstände bringen, wo ihre Tugend weniger Gefahren bloß gestellt war? wo sie unverführt gewiß tugendhaft geblieben wären? — Und er that es nicht! — Löse mir das Räthsel, wenn nicht ein andres Leben ist, in welchem sie schadlos gehalten werden, und wenigstens in die Wagschal des Richters, gegen ihre Schulden, auch die Macht des Lasters, und die Ohnmacht des Geschöpfs gelegt wird.

Ja du Lieber — heitre, heitre nur ganz deine Seele auf! Der Schluß ist sicher, „wenn du so liebend gegen deine Mitgeschöpfe, so theilnehmend an ihrem ewigen Glück bist, was wird der, den der Erhabenste, der je von ihm sprach, mit keinem wahreren Namen, als dem Namen der **Liebe** und des **Vaters** zu nennen wußte, — was wird Er gegen Menschen seyn, denen er nicht so viel gegeben hätte, solche Kräfte von Stufe zu Stufe zu steigen, solchen heissen Durst, glücklich zu seyn, wenn er den grö-

sten Theil von ihnen, zu ewigem Elend, ich will nicht sagen bestimmt, aber untrüglich dies als ihr endliches Schicksaal vorhergesehen hätte? Du wirst mehr Selige in jener Welt finden, als du vermuthest. Millionen reiner unbefleckter Seelen, die das Gewand der Unschuld nur mit dem Gewande der Verklärung vertauscht haben; Millionen, denen ihre Werke als laute Zeugen, wie werth sie waren, (wie es ein Mensch seyn kann,) von Gott beseligt zu werden, nachfolgen; Millionen, die durch Uebung im Guten beynah ganz die Flecken, die sie mit aus dem ersten Leben nahmen, auslöschten; Millionen, die dann schon nicht mehr eigentlich unglücklich sind, aber noch viel Läuterung bedürfen, eh sie eigentlich glücklich werden; Millionen, die nur noch wie in ferner Dämmerung einem bessern Zustand entgegensehn und entgegen arbeiten. Ueber die übrigen, die sich gegen Gott empören, laß uns den Schleyer

werfen, und in das Gericht des Allmächtigen nicht schauen.

Fürchte nicht, daß diese Vorstellung der Sache zur Gleichgültigkeit führe! Es ist ein eben so schrecklicher als süßer Gedanke: „Jede That des Menschen hat Folgen in die unendliche Dauer seines Daseyns! Sie setzt ihn Ewigkeiten hindurch zurück, wenn sie böse war. Wenn er auch einen Grad von Glückseligkeit genießt, so ist es doch nicht die reine Glückseligkeit, die er hätte geniessen können. Selbst die grossen Werke der Religion haben diese natürlichen Folgen nicht aufgehoben.“ Dem rohen Volk läßt sich diese Lehrform schwerlich begreiflich machen; es ist, und eben nicht zu seinem Schaden, an den einzigen Unterschied Selig oder Verlohren gewöhnt; man lasse es dabey. Aber für uns, mein Freund, kann es eine grosse Beruhigung seyn, die Sache mehr nach der Natur der menschlichen Seele zu beurtheilen, und

dann

dann zu noch grösserer Gewißheit zu bemerken; daß die Bücher unsers Glaubens selbst nicht widersprechen, selbst Stufen festsetzen, selbst gerade diese Idee von dem künftigen Gericht des Allgerechten und Allgnädigen erwecken. Immer wird unser Herz für die bluten, die sich selbst unglücklich machen; das herrschende Verderben unsers Zeitalters wird uns ernsthaft genug bleiben lassen, wenn die Lacher über diese gerechten Klagen besserer Menschen spötteln; aber unser Auge wird sich doch auch wieder erheben, und zu Gott, der lieber beseligt, als elend macht, voll guter Hoffnung emporschauen.

Arete an Philotas am Krankenbett ihres Kindes.

Ich ergreiffe den ersten Augenblick einiger Ruhe, meinem Philotas zu schreiben. Ich hoffe, mein Herz wird sich wenigstens etwas erleichtern. — Tausendfach zerrissen ist es, dies arme, schwache Herz! Ich hab ihn noch nicht verwunden, den Tod meines Julius, und ich fürchte, ich fürchte, die Hand, die ihn mir nahm, nimmt mir auch meine Meta!

Ach, mein Freund, wenn es denn seyn muß, wenn ichs verschuldet habe, daß diese mir in der Blüte entrissen werden — wenn nur die Unschuldigen weniger litten! Solltest du eine Stunde an dem Lager der armen Dulderin stehn, wo ich nun schon neun lange Tage und Nächte fast ununterbrochen stand, und vom Anfang bis iezt den Verheerungen des tödtlichen Gifts zusehn muste! Jede Stelle eine

Wun-

Wunde; ach der Engel, den du oft, oft auf deinem Schooß wiegtest, so entstellt, daß fast nur die Mutter ihr Auge nicht wegwenden kann! Die müde Natur, ich weiß nicht, ob nach Leben oder nach dem Tode ringend! Selbst Linderungen nicht ohne Verletzungen möglich! Auch der Trost, nach theilnehmenden Freunden blicken zu können, dem fest verschloßnen Auge versagt, und der Stimme nichts als ein leises gebrochnes Stammlen übrig! O Philotas, es ist als ob Himmel und Erde auf mir läge! —

Mein Leben wäre mir nichts, wenn ich dir helfen könnte, armes, armes Kind! und doch bin ich zu schwach, um deinen Tod zu beten! —

Verzeih mein abgebrochnes Schreiben! Jede Bewegung schreckt mich auf, und das arme Mädchen scheint selbst im Schlafe kaum Augenblicke Ruhe zu finden. — Tausendmal fleht ich schon:

Wend

Wend ihrer Krankheit bangen Schmerz —
Daß ihre müde Seele frey
Von Täuscherey
Des heiß entflammten Leibes sey!

Aber Gott hört mich nicht! — Er hört mich nicht mehr! — —

Das war wieder ein fürchterlicher Sturm! Nun, nun, dacht ich, reißt das dünne zernagte Band! Und es ist doch nicht gerissen! Wär es gerissen, so hätte sie doch ausgelitten! Ich fange an — wenigstens ist mirs so — den Tod herbeyzusehnen! Ich kann den Jammer nicht mehr sehn! —

O Philotas — ich fürchte, ich verzweifle an der Vorsehung. Diese Quaal eines unschuldigen Kindes, das nichts, nichts verbrochen hat — kann das von einem gerechten, allgütigen Wesen kommen? Die fürchterlichsten Leiden eines vernünftigen denkenden Geschöpfs sind mir begreiflich; aber diese Leiden verwirren

mich! Welcher Zweck! Geduld zu lernen? Dazu gehört voller Gebrauch unsrer Vernunft! Oder Demuth, oder Unterwerfung, oder Vertrauen auf Gott? Auch dazu gehört er! Oder sollen es Strafen seyn? Wessen? Meine! Für mich sollte eine himmelreine Seele büssen? Denn sie, sie hat nichts verschuldet. —

Verzeihe mir, Heiliger, Furchtbarer, Unbegreiflicher! Ich bin ein schwaches Geschöpf, das nicht weiter als bis an diesen Abgrund kann! —

Gott gebe dir Trost für mich, Philotas! wenn noch Trost bey Menschen zu finden ist! — Ich vermag nicht weiter zu schreiben. —

Philotas an Arete.

Was er auch über dich beschlossen habe, meine Freundin, — der allein Gut und Weise ist, er wird dich nicht verlassen!

Bis in das Innerste meines Wesens hat mich dein lieber trauriger Brief erschüttert. O hätt' ich in dem Augenblick, da ich ihn las, zu dir eilen können, wohl nicht dich zu trösten, aber einen Theil deiner Leiden auf mich zu nehmen! Doch war es vielleicht besser für uns beyde, daß ichs nicht konnte. Es mag wohl süß seyn, wenn man seinen Schmerz nähren kann; aber weise ist es nicht, und christlich auch nicht.

Deine arme Meta! Gott weiß, ob ichs aushielte, die Unschuld so leiden zu sehn! Er hat euch Müttern mehr Kraft als uns gegeben. Auch das ist gut, denn er maß euch ein grösseres Theil von Leiden zu. Ich bin auch Zeuge

dieser fürchterlichsten verheerendsten aller Krankheiten gewesen, und es fehlte nicht viel, ich wäre dem Anblick erlegen. Doch erinnre ich mich, daß mir damals ein weiser menschlicher Arzt einen Gedanken sagte, der mich etwas aufrichtete: „Selbst bey diesen schrecklich scheinenden Leiden sollten wir nicht die mildernde Güte der Vorsehung übersehen. Wer das erstemal einen solchen Kranken sähe, würde kaum glauben können, daß so etwas zu überwinden sey, und doch geb' es viel grössere Leiden. Der Natur komme die von diesen Uebeln unzertrennbare Betäubung zu statten. Die Fieberhitze mache, gerade wenn sie am tödlichsten ist, beynah keine Schmerzen. Unter den gewaltsamsten Zuckungen der Natur vergehe die Empfindung, oder das Bewustseyn der Empfindung. Gerade was den Zuschauer am meisten erschüttre, sey für den Leidenden am meisten wohlthätig." Wollte nicht meine

Freundin sich dies auch bey dem Lager ihrer Meta oft vorsagen?

Doch laß sie immer fliessen, deine heissesten Thränen!

— sie gab die Natur dem menschlichen Elend
Weis' als Gesellinnen zu,

und es ist nicht Empörung gegen den Regierer aller Dinge, ganz die Wunden zu fühlen, die, wenn ein Theil, den er in unser eignes Selbst verwebt hat, losgerissen wird, nothwendig bluten müssen. — Aber, meine Arete, ein Paar Stellen deines Briefs klingen nach Mißmuth, nach Irrewerden an der Güte des Allgütigen. Das wäre der Gipfel deiner Leiden, wenn du sie nährtest; und ich dürfte hoffen, das fürchterlichste in deiner Lage, Mangel an Beruhigungsgrunden, gehoben zu haben, wenn ich dich von da zurückrufen könnte.

Sage nicht, daß die Leiden deines Kindes Strafen für dich sind — daß Gott dich nicht mehr höre — daß du von ihm verstossen seyst. — Gott verstößt niemand, wer sich nicht selbst seiner Güte entzieht, straft nicht an Kindern, was Eltern verschuldeten, hört uns doch, wenn er gleich nicht jeden unserer Wünsche erfüllt.

Wolltest du klagen, Arete, daß er dir seine Güte entziehe? Du, die er Mutter von Kindern — von Kindern wie die deinen — werden ließ? Du, die dem Himmel schon zwey Bürger gebohren, schon zwo Seelen zu ihren Gespielen, den früh ins bessere Leben entflohnen Tausenden, hinüber gesandt hat? Und unter diesen eine — die Seele deines Julius — mit so herrlichen Anlagen, mit solcher herzlichen Liebe zu allem, was Edel und Gut war, mit solchem heissen Durste immer vollkommner zu werden, mit solchem Hinhangen nach den schönsten Zielen, die er vor sich sah, mit solcher rei-

nen

nen Engelunschuld, einen Knaben, werth wie jener unter das Volk mit dem grossen Zeugniß gestellt zu werden: Solcher ist das Reich Gottes! Den hat meine Arete dem Himmel gebohren! — — *)

Und wenn er deine Meta — auch sie — den einzigen Ueberrest der Liebe deines edlen Mannes, um den meine Thränen noch nicht getrocknet sind — wenn er auch sie riefe, zu ihren Brüdern zu kommen, wäre das Strafe für dich? Arete, für dich? Strafe, daß sie in den Hafen gelaufen wäre, eh sie den Sturm erfahren hätte? Ich weiß mir nichts ehrwürdigers zu denken, als die Leiche eines Kindes! Sanft und still wie sein Leben, unschuldig wie die Seele, unbefleckt von der Welt liegt sie da, wie eine gebrochne Blume, an die noch kein

*) So weit hatte **Philotas** geschrieben, als er den Tod des Kindes durch einen andern Freund erfuhr.

giftiger Mittagswind geweht ist, die noch kein Wurm angenagt hat. – Wenn sie vielleicht – wie mich dein Brief fürchten ließ – so vor dir liegt, deine Tochter, so tritt einmal mit diesen Gedanken zu ihr hin, und wenn auch alle Gestalt und Schöne dahin ist, so denk es dir ganz: **Rein in Gottes Hand zurückkehren, wie man aus ihr gekommen ist!** Beschließt Gott daß sie leben soll, so wird er, der sie bestimmte glückselig zu seyn, ihr Kraft genug geben, sein werth zu bleiben. Aber hat er sie schon ins Land der Sicherheit hinübergerettet – so wirf einen Blick auf unsre Sitten, auf die Siege des Lasters über die besten Seelen, auf die geheimen Schlingen, die die Verführung immer unsichtbarer webet – und dann erhebe dankend zu Gott dein Auge, daß er sandte den errettenden Tod.

Für dich selbst wäre in so fern dieser Tod Wohlthat. Wenn auch dich Gott wegriefe, eh

du

du sie fest in der Tugend sähest, und vor gefahrvollen Verführungen sicher seyn könntest — du würdest vielleicht durch Vertrauen auf seine Vorsehung Muth behalten, um ruhig zu sterben. Aber wie schwer wird er zu erringen seyn, dieser Muth! Wie schwer da zu erhalten, wo die Natur ermattet und die Kraft des Geistes oft für die Last körperlicher Leiden zu schwach ist! Und liebe Arete, es ist doch etwas köstliches um Frieden der Seele in der feyerlichsten aller Stunden! Wäre sie vor dir gestorben, so würde selbst der Gedanke, sie wieder zu finden, eine sanfte Freude in deiner abscheidenden Seele hervorbringen. Nichts würde dich an die Erde fesseln. Alle, für die du noch zu leben wünschen könntest, warteten schon dein in einer bessern Welt.

Aber diese schrecklichen Leiden meinst du? sie könnten kaum von einem allgütigen Wesen kommen, wären zwecklos, auch ohne morali-

schen Nutzen? — Ich verkenne ein wenig in diesen Zweifeln den ehmaligen Sinn meiner Freundin, die immer so schüchtern war, wenn es auf Beurtheilung der Vorsehung ankam, immer so gern die Hand auf den Mund legen und vor dem Unerforschten verstummen mochte, die so lebhaft fühlte, daß Unterwerfung und Vertrauen auf Gott nur halbe Tugend seyn würde, wenn wir alles begreiffen könnten; weiß diese Zweifel nur mit dem gewaltsamen Zustande deines Herzens zu entschuldigen. Aber wie wenn wir sogar — und wie kurzsichtig sind wir nicht! — wenn wir sogar einige Zwecke solcher Leiden der Unschuld errathen könnten? Wie wenn es beynah das allgemeine Gesetz der Natur wäre, daß aus Ringen und Streben der Kräfte und durch gewaltsame Erschütterung, Vollkommenheit hervorgebracht wird? Wie wenn Gott, der ganz gerecht ist, durch höhern Lohn ersetzte,

was

was sie hier zu verlieren scheint? Wie wenn selbst diese Leiden Erhöhungen ihrer Glückseligkeit würden? Schmeckt nicht der lechzenden Zunge der Trank süsser? Erquickt nach langen Nachtwachen nicht doppelt der Schlaf? Ist der Schatten dem müden Wanderer nicht doppeltes Labsal, wenn ihn die Hitze gedrückt hat? Wird nicht der Genuß iener Seligkeit denen noch süsser seyn, die gekommen sind aus vieler Trübsal? O Arete, welche unaussprechliche Ruhe mag itzt vielleicht deine Meta geniessen! Geniessen was kein Auge sah und kein Ohr hörte!

Doch, meine Freundin ist ia eine Christin, kennt die Trostgründe der Religion, kennt die Seiten, von denen sie das Leiden unserm Auge zeigt, und die Aussichten, welche sie hierüber eröffnet. Sollte hier nichts zu entdecken seyn, das uns selbst bey dem zwecklosscheinenden Leiden der sich noch unbewusten Unschuld beruhigen

könnte? Es machen doch die ersten Bekenner der Religion immer so etwas grosses daraus: „durch Leiden vollkommen werden!" — rühmen sichs mit einem gewissen edlen Stolz, auch darin dem, der mehr als irgend ein Mensch litt, ähnlich zu seyn, auch dadurch wie Glieder an das eine grosse Haupt, den Beseliger und Vollender, noch fester gebunden zu werden. Denn

— er lebte selber hier,
Lebte auch in Pilgerhütten,
Und viel mehr, viel mehr als wir
Hat der Göttliche gelitten!

Wie wenn diese Aehnlichkeit mit dem, durch welchen Gott alles beseligen will, auch für die, welche in den frühsten Jahren leiden, von grossen Folgen für ihre künftige Glückseligkeit wäre, die wir mehr ahnden und vermuthen, als deutlich bestimmen können! Es kann überhaupt die Menge unangenehmer

Stunden des menschlichen Lebens nicht ohne Zweck seyn. Werden sie Mittel zu wichtigen Zwecken, so verlöhren die, welche früh ohne Leiden stürben, vieles; und gewiß hat selbst das heftigste Leiden, was sie treffen kann, nicht so viel an innerem Gehalt, als die Summe der Schmerzen, die von dem Leben iedes Menschen unzertrennbar sind.

Und endlich, meine Freundin, — wie bald wird es Morgen werden! — Die hellesten Denker haben den Zustand, darin wir von der Beschränktheit unsrer Sinne so abhängig sind, mit Nacht oder doch mit Dämmerung verglichen. — So steht denn der Morgen bevor, und, Arete, welch ein Morgen! Welch ein ganz andrer Blick in die Regierung der Welt! Jahrtausende — wie wir hier rechnen — werden hingehn, und noch immer werden Wunder und Unbegreiflichkeiten ohne Zahl vor uns liegen. Aber über unsre Unwissen-

heit auf der Erde werden wir dennoch erstaunen! Erstaunen, daß wir oft mit Ungeduld und Klage das ansahn, was so unmittelbar zu unsrer Glückseligkeit hinzweckte; daß wir da über Gott murrten, wo sein Weg gerade am wohlthätigsten für uns war! Danken für das Elend, danken für die Thränen, danken für die Geduld, mit welcher Gott unsre Schwäche trug.

Wie mag ihr so wohl seyn, der vollendeten Unschuld, (ich weiß es, Arete, daß sie vollendet ist!) wie mag ihr so wohl seyn, auszuruhn von dem Kampf der lang ringenden und endlich besiegten Natur! Ich weine mit dir. Dein Schmerz ist mein Schmerz; ach ich hing an dem süssen Mädchen wie ein Vater! Und doch, wenn ich stille werde, wenn ich mirs denke, wie Gott belohnt, so weiß ich nicht, ob ich nicht vielmehr Thränen der Freude als der Wehmuth weinen sollte.

Gott tröste dich unaussprechlich! Die Märtyrer nannten ihn immer den Gott des Trostes! Das sey er dir! Leg auch in meinem Namen die Hand auf die kalte Stirn deiner Tochter, und segne sie ein zur Auferstehung.

Frag-

Fragment eines Gesprächs.

A. Das ist der Lohn für meine Mühe, für mein Gutmeinen, Aufklärung unter das Volk zu bringen, Vorurtheile auszurotten, Aberglauben zu bestreiten!

Phil. Du hast also würklich Lohn erwartet?

A. Was sollt ich nicht? Erwirbt man sich nicht Verdienst durch solche Bemühungen? Und wo ist der Dank? Die unwissenden Köpfe, mit ihrer frommen Mine sind hochgeehrt, und wer die Wahrheit redet, wird verkannt, verschrien, weis ichs? was alles mehr. Es ist freylich so gemächlicher, auf dem weichen Küssen der Dummheit zu liegen, und sich das Licht, das Gottlob anbricht, nicht anfechten zu lassen! Da zehrt man nicht dabey ab, erhält sich in gutem Geruch bey dem Pöbel,

und

und kann, wenn sonst alles gut steht, ein ganz feines Alter erleben! — Ach ich bin so mißmüthig. —

Ph. Daß ich wohl am besten thue, mit meiner Meinung zu Hause zu bleiben.

A. Wie so? du bist doch zu sehr der vernünftige Weise, um das nicht einzusehn.

Ph. Den Ruhm eines vernünftigen Mannes setzt man ungern aufs Spiel. Und ich fürchte, ich fürchte — doch Namen bey Seit! Wenn du meine wahre Meinung wissen willst, so muß ich dir sagen, daß du wohl viel zu früh Belohnungen und Dank erwartet hast! Ich denke schon überhaupt, man solle eigentlich gar nicht um Lohn und Danks willen Gutes thun; käm er denn, so wärs eine Zugabe, die man nicht wegwürfe. Bemühungen wie jene, sobald sie würklich Nutzen stiften, können überdies nie unbelohnt bleiben. So bald jemand ihren Werth fühlt, so

wird

wird er auch dankbar dafür seyn; aber es wäre unbillig, es von denen zu verlangen, welche das Wohlthätige davon nicht nur nicht einsehn, sondern nach ihrer Ueberzeugung sie vielleicht gar für schädlich halten.

A. Aber eben diese Blindheit des Volks und ihrer Hirten —

Ph. Davon ließe sich viel sagen. Doch laß uns bey der Sache bleiben, über die ich schon oft Lust hatte, mit dir mit der Offenheit, welche du von mir gewohnt bist, zu reden. — Mir scheint es, du habest iezt weder Beruf noch Geschicklichkeit, dir gerade diese Verdienste um deine Nebenmenschen zu erwerben. Und statt Dank zu erwarten, wär' es besser, manche Fehltritte, die du in deinem raschen unüberlegten Lauf schon begangen hast, so viel sichs thun liesse, wieder gut zu machen. Soll ich weiter reden?

A. Rede nur! Ich begreife dich nicht — daß ein Mensch nicht Beruf haben könne, Mitmenschen klüger zu machen! Wie meinst du das?

Ph. Ich meine das ganz eigentlich! Meine, daß dabey sehr viel auf die Personen, auf ihre Lage, Umstände, Fassungskraft, sehr viel auf den Zweck und auf die Mittel der Aufklärung, mit einem Wort, auf eine Menge von Dingen ankomme, daran euch feurigen Aufklärern noch nie der Sinn gekommen ist. Wenn ein Volk noch nicht bis zu einer gewissen Helle vorgedrungen ist, so hat das volle Licht gerade die Würkung, wie bey dem Auge des Körpers. Es erleuchtet nicht, sondern es blendet. Und was hast du doch in aller Welt für Beruf zu blenden?

A. Zu blenden? Zu blenden? Ich will ja aufklären!

Ph. Sey's denn! Ich denke, dir hernach begreiflich zu machen, wie es eigentlich um diese Aufklärung stehe. Aber auch dazu hast du keinen Beruf. Ein junger Mann in deinen Jahren, der erst kurze Zeit die Sache als Wissenschaft treibt, in der er andre schon unterrichten will, hat keinen andern, als still und ruhig nach Wahrheit zu forschen, zu prüfen, zu vergleichen, ein genauer Bemerker seiner selbst zu seyn, sich vor allen Dingen vor dem Vorurtheil des Ansehns in Acht zu nehmen, zu beobachten, auf welchem langen Wege die, welche richtigere Einsichten haben, dazu gekommen sind. Hat er Gelegenheit, andern nützlich zu werden, so sey es ihm unverwehrt, in gewissen Erkenntnissen sie weiter zu führen, vor allem wahre Tugend und Liebe zur Religion in ihnen durch Aufmunterungen, und noch besser, durch Beyspiele hervorzubringen. Aber Lehrsysteme zu reformiren, Religionsmei-

nungen in ihnen zu bestreiten oder in sie zu pflanzen, dazu ist er weder da, noch auch reif genug; und wenn er deswegen Verdruß hat, so hat er ihn durch seinen Vorwitz verdient.

A. Vorwitz wäre das also, Menschen weise zu machen, und die dicken Nebel aus ihrem Gehirn zu treiben? Das unnütze Zeug, das sie von Kanzeln hören müssen und so gutherzig glauben, bey seinem wahren Namen zu nennen? Und die Kränkungen der Unwissenheit sollte man nicht fühlen? O man möchte weg, weg aus einer solchen Welt!

Ph. Wenn du dir doch diese Declamation spartest! Ich erinnre dich ungern daran, daß du einen grossen Theil der neuen Wahrheiten, die du nicht früh genug bey andern wieder anbringen kannst, von mir gehört hast. Du wirst also wohl nicht glauben, daß es nöthig sey, mir die Vortheile einer richtigen Einsicht in Religionslehren vorzupre-

digen. Es ist auch davon hier gar nicht die Frage. Sie ist bloß, ob du fähig bist, Aufklärer andrer zu werden.

A. Ich habe mir aber doch diese Einsichten nun auch erworben!

Ph. Erworben? — Man erwirbt sich Einsichten und Ueberzeugungen, wenn man mit gesetztem Geist und mit der möglichsten Unpartheylichkeit prüft, wie man sich etwas vorstellen müsse, und wie sich die Vorstellungen zu dem, was uns sonst Wahrheit ist, verhalten: wenn man sich die Ungleichheit der Meinungen auch vieler gleich einsichtsvollen und gleich rechtschaffnen Menschen warnen läßt, nicht zu schnell zuzufahren und über Wahrheit und Irrthum zu entscheiden. Von dem allen hab ich viel zu wenig bey dir wahrgenommen. Du würdest, da du dich so gar wenig an Selbstprüfen gewöhnt hast, das Gegentheil mancher Meinungen ietzt mit eben so viel Hitze

vertheidigen, wenn es Mode wäre, oder wenn es Männer von Ansehn thäten. Schon deshalb halt ich dich noch gar nicht für geschickt, andre zu erleuchten.

A. Und billigst also, daß man mir Vorwürfe wegen meiner guten Absichten macht, mich als einen unruhigen Kopf, oder wohl gar als einen Ungläubigen verschreyt, mir öffentliche Vorträge untersagt, und mich gewiß hindern wird, mein Glück zu machen? — Und das alles noch dazu aus klarer Unwissenheit und Verblendung.

Ph. Ich billige die Art nicht, wie sich vielleicht manche gegen dich betragen haben, und hasse gewiß das Verschreyen so sehr als du. Es mag auch wohl seyn, daß unter deinen Richtern mancher ist, der seine Grenze von Kenntnissen für die äusserste hält, und es als Vorwurf ansieht, wenn iemand weiter dringen wollte. Aber deshalb kann ich eben so wenig

 glau-

glauben, daß alle, welche Klagen über dich führen, es aus bösem Willen, oder aus Einfalt thun, als ich dir zugeben kann, daß du schon für die Wahrheit littest.

A. Und werde doch verfolgt?

Ph O mein Freund, es ist ein ehrwürdiger Name, der Name der **Verfolgung um der Wahrheit willen**. Man sollte ihn nicht so gemein machen! Wenn man einem Lehrer, der, um seine Lehrlinge recht schnell aufzuklären, ihnen alles, was er nur immer weiß, sagt, ohne zu bedenken, ob nicht gewisse Kenntnisse für ihr Alter viel zu früh kommen und ihrer Tugend und Glückseligkeit schaden können — wenn man diesem sein Amt nimmt und es einem verständigern anvertraut — wird der **verfolgt**? Oder kann die gute Absicht machen, daß man ihn immer deshalb weniger beobachtet, da er zu dieser guten Absicht so schlechte Mittel wählt?

A. Aber wie paßt das auf mich? Ich habe ja nicht mit Kindern zu thun.

Ph. Ich denke, es paßt ganz. Die gute Absicht will ich dir auch nicht absprechen, wogegen du freylich billig genug seyn solltest, sie deinen sogenannten Verfolgern ebenfalls zuzugestehen. Denn sicherlich ist in Absicht des Gutmeinens das Verhältniß unter beyden Partheyen, den Alt- und den Neudenkenden gleich. Aber die Mittel! — die Mittel!

Du nimmst dem gemeinen Mann überaus viel, und was giebest du ihm wieder? Du reissest ein und bauest nicht wieder auf! Bringest Zweifel in das Herz, und giebst ihm keine Beruhigung! Du verschreyst seine Lehrer als unwissende, unglaubwürdige, treulose, begehrst von ihm, er soll dein Ansehn dem ihren entgegen setzen, und dir zutrauen, du übersähest sie alle! Wer still und langsam in solchen Sachen handelt, der wird dadurch unruhig; er

sieht vielleicht, daß du in manchen Stücken recht hast, weiß aber nicht, und kann das auch nicht deutlich denken, daß es bey der Religion vielmehr auf Thätigkeit als auf gewisse Vorstellungsart ankomme. Was machst du nun aus ihm? Einen ungewissen schwankenden Zweifler? der keinen festen Grund der Hoffnung mehr hat, weil er den alten Glauben verlohren zu haben meint.

A. Also sollt ich ihn bey seinem alten Glauben lassen?

Ph. Sofern er unschädlich war. Unter der Hand konntest du immer mittelbar an der Aufklärung seines Verstandes arbeiten, ihm richtigere Begriffe von Gott, von Tugend und Laster beybringen, Stellen der Schrift nach seiner Fassungskraft erklären, und du wärst sein Wohlthäter geworden, und hättest nichts von dem erfahren, was du nun Verfolgungen nennst. — Bey andern hast du noch mehr Un-

heil

Heil gestiftet. Der Hause hat Hang zur Sittenlosigkeit, und der ist ihm willkommen, der ihm die Principia wegreißt, die ihn noch etwas zurück hielten.

A. Philotas, wozu machst du mich? Zum Prediger des Lasters?

Ph. Nicht geradezu! Aber zur Gelegenheitsursach. Du lehrst den Ungelehrten nicht sowohl über Religion denken, sondern drüber faseln; wegraisonniren, was ihm in Sinn kommt, seine Lehrer verachten, sich selbst ein System schaffen, und nun auch dir so viel glauben, als er will. Der ganze Ton, in welchem du mit ihm redest, trägt nicht wenig dazu bey. Es ist der Ton des Leichtsinns, der ungebundnen Freyheit, der Neuerungssucht, nicht der Ton der Ehrfurcht gegen die Wahrheit, der schätzbaren Freymüthigkeit, des bescheidnen Untersuchers. Deine Zuhörer vergröbern ihn noch ein wenig, und da haben wir denn die Folgen,

daß in den wildesten Zusammenkünften mit eben dem Ungestüm und der Frechheit Lehren, an denen unsre Ruhe und Glückseligkeit in den Augen vieler tausend Menschen hengt, abgehandelt werden, womit man sich sonst über politische Angelegenheiten erklärte. Wenn nun dies rechtschaffne Männer hören — sollen sie nicht sichs zur Pflicht machen, dich einzuschränken? Sie haben gelernt, wie behutsam man im Unterricht des Volks verfahren muß; du zerstöhrst ihnen alles. Wenn sie Vorträge wie deinen neulichen, — wo du nicht Worte gnug finden konntest, die blinden Leute, die noch an die Ewigkeit künftiger Strafen glaubten, herabzusetzen, und ohne alle Bestimmtheit von der Güte Gottes redetest, — wenn sie solche Vorträge hören, sollen sie dir nicht das Recht, zu unterrichten, so lang versagen, bis du erst nachdenkender geworden bist? Was sollte doch das arme Volk mit den Namen der gelehrten

lehrten Männer machen, die du ihm nanntest? Und wenn es dir glaubte, daß würklich seine Hirten solche wären, wie du sie beschriebst, so müste es Gewissens halber sie ihres Amts entsetzen und Aufruhr anfangen.

A. Philotas, ich war gekränkt; du hast mich noch mehr gekränkt! Aber wenn ich auch mehr noch für die Wahrheit leiden sollte — ich will ihr dennoch treu bleiben, will für sie kämpfen, will alles Ungemach ausstehen, denn sie ists werth.

Ph. Guter rascher Mann! Es wird eine Zeit kommen, wo du wieder kühl bist; denn dein Herz ist nicht schlimm. Was du iezt Verfolgungen und Leiden nennst, wirst du dann vielleicht als weise Fügung der Vorsehung verehren, die dich aufhielt in deinem unüberlegten Laufe, in dem du Nachdenken und alles vergassest. Du wirst noch danken, daß du gehindert wurdest, dich an der Ruhe deiner Brüder

zu versündigen; es möchte einst gefährlich für deine eigne geworden seyn. Nach richtiger Erkenntniß zu ringen darfst du nie aufhören; aber laß mich dir dies dabey sagen: Die Wahrheit ist eine keusche Jungfrau. Mit Ungestüm wirst du sie nie zu der deinen machen. Wen sie lieben soll, der muß bescheiden, wie sie selbst ist, werden, und die Schleyer, die sie oft sehr weise um sich hüllt, nicht mit frecher Hand abreissen.

Zoar.

Fragment eines Gesprächs.

„Es sey dir denn — weil du meinst, die Empfindung müsse hier Richterin seyn — zugegeben, daß des Bösen in deinem Leben mehr war als des Guten: bleibt dir nicht doch noch genug übrig, wodurch du dich, wenn deine Leiden fast zu drückend werden wollen, wieder unter ihrer Last aufrichten kannst?“

Z. Ja mein Philotas! Aber ich kann mir das nicht immer gleich lebhaft denken, und dann erliegt die müde Natur. Sage mir einiges darüber, daß ich mich daran halten könne, wenn mir bange wird um meinen Glauben an Gottes Güte.

„Gewiß sagst du dir selbst oft genug, daß diese körperlichen Leiden, welche du nun schon Jahre lang duldest, dich aus den Zerstreuungen des Lebens gerufen, und dich von vielem

zurück-

zurückgebracht haben, das dir einst deinen Tod schwer gemacht haben würde! Du wärst nicht sicher gewesen, von dem Strom des Verderbens hingerissen zu werden, und hättest, bey der Macht der Sinnlichkeit, vielleicht zu wenig Widerstand in dir gefunden.

„Wie viel Tugenden hast du auf diesem langen Krankenlager gelernt! Wie viel Mitleiden mit andern Elenden, das durch Liebe thätig geworden ist! Wie viel Ertragung ihrer Unvollkommenheiten, die so oft Folgen ihrer körperlichen Leiden und in so fern fast unwillkührlich sind! Wie viel Geduld undAusharren! und vor allen, wie viel Ergebung und Unterwerfung unter den Willen unsers Gottes!

„Glückseligkeiten ohne Zahl ruhn auf diesem Grunde. Denn dein Leiden selbst hat dich verwahrt, stolz zu werden, und dich oft genug daran erinnert, wem du alles schuldig

bist.

bist. Schon ienes Eine — Ergebung in den Willen des Allgnädigen — wie glücklich wird es dich machen! Da fließt die reine Quelle innerer seliger Zufriedenheit, welche durch die ganze Dauer deines Daseyns fortströmen wird, du glücklicher Zoar!

„Und hat es dir in diesen sieben leidenvollen Jahren an frohen Stunden gefehlt? Du hattest vordem vielleicht auch Freunde, aber hast du sie alle bey dieser unträglichen Probe bewährt gefunden? Du hast andre gefunden, die du vielleicht ohne diese Leiden nicht gefunden hättest; bist eine Seele mit ihnen geworden, und würdest noch heute ihre Freundschaft, wenn es seyn müste, mit allem, was du schon gelitten hast, erkauffen.

„In solchem Umgange — welche selige Stunden hast du nicht genossen! Du bist nicht undankbar; ich müßte sonst selbst gegen dich aufstehen und wider dich zeugen. Ich

habe

habe deine Seele in Empfindungen, die nah an Entzückung grenzten, zerfliessen sehn, wenn wir uns über das theuerste, was wir haben, über unsre Religion besprachen. Schwerlich wären dir auch diese Vorgefühle der künftigen Welt ohne Leiden geworden. Selbst der Körper machte deine Empfindsamkeit reizbarer; und wenn du zuweilen dadurch mehr littest, so ward auch um so öfter deine Freude zur Wonne.

„Hast du nicht auch in den vergangnen Jahren lebhafter den großen Gedanken an Gott den Allgegenwärtigen denken lernen? Du bist in sehr trüben Stunden gewesen, aber wie oft hast du mir gesagt, was **Klopstock** seiner sterbenden **Meta** sagte:

Nah war meines Helfers Rechte
Sah sie gleich mein Auge nicht,
Weiter hin im Thal der Nächte
War mein Retter und sein Licht.

Nenne

Nenne diese lebhaftere Empfindung wie du willst! sie ist doch eine schätzbare Wohlthat, und muß dir die Stunden der Angst, in denen endlich dein Vertrauen auf Gott den Sieg über jede versuchende Schwermuth davon trug, unvergeßlich machen!

„Und endlich, mein Lieber — der gefürchtete Name des Todes —“

3. O der ist mir Tempelgesang, ist meinem Ohr Harmonie. Wer ihn mir nennt, nennt mir meinen langen heissen Wunsch.

„Ist das nicht Glückseligkeit? Das, wofür die Natur zurückbebt, in einer so freundlichen Gestalt zu erblicken; so getrosten Muthes den gefürchteten Weg gehn zu können? Wie mächtig müssen in dir die Ueberzeugungen von der unsterblichen Dauer deines Geistes geworden seyn! Ist auch dies nicht werth, selbst mit diesen Leiden erkauft zu werden?

„Ueberdenk es denn noch einmal mit Ruhe, mein Zoar, ob du mehr Böses als Gutes empfangen hast? Ich hoffe, du wirst die Folgen mit in Rechnung bringen. Erndtet doch der Landmann auch nicht ohne viel sauren Schweiß. Aber wenn er des Tages Last und Hitze zu tragen scheute — würd' er denn erndten?“

Zoar schwieg gerührt still. Er wollte, sagt' er endlich, nicht mehr darüber klagen, Gott verzeihe indeß die Schwächen der Menschheit. In gewissen Augenblicken sey es unmöglich, die Folgen im Auge zu behalten, weil der Eindruck des Gegenwärtigen zu stark sey. Er wolle künftig jeden Tag nehmen, wie ihn Gott gebe; wolle sich ganz unterwerfen, und in seinem Leiden nicht bloß den Allmächtigen, sondern auch den Allgnädigen erkennen; jede Gelegenheit nutzen, Gutes zu thun; im-

mer mehr Liebe, immer mehr Duldung lernen und üben, und auch die Freuden des Lebens, so viel er zu geniessen fähig wäre, mit dankbarem Herzen annehmen.

O daß dir alle Leidende ähnlich würden! — dachte Philotas, und verließ ihn mit Thränen im Auge.

An Agenor.

„Der Kreis deines Würkens ist klein und der Aufmunterung wenig!“ — Laß dich das nicht kümmern! Ich will dir nicht sagen, daß er grösser werden kann; das weiß allein, der über alle Veränderungen unsers Lebens wacht. Aber laß uns annehmen, er bleibe wie er ist — fehlt es dir an Gelegenheit, Gutes zu thun, und was ist eigentlich aufmunternd?

Nicht die Zahl derer, an welchen wir arbeiten, sondern ihre Beschaffenheit, bestimmt die Grösse unsers Einflusses. Der grosse Hauffe urtheilt anders, aber wie könnten wir uns die Urtheile des grossen Hauffens leiten lassen? Je fähiger die, welche unsrer Sorge anvertraut wurden, unsrer Bildung sind, ie mehr Unverdorbenheit wir an ihnen voraussetzen können, desto sichrer dürfen wir auf guten Erfolg unsrer Bemühungen rechnen. Aus dem Ge-

sichtspuncte hast du vieles vor andern voraus, die doch auch nicht unnütze Arbeiter auf dem grossen Felde der Menschheit sind. Eine Menge von denen, welche du belehrst, betreten erst die mannichfachen Pfade ihres Lebens; und wie manche Wahrheit, deren richtigere und würksamere Erkenntniß sie dir schuldig sind, wird ihre Wohlthäterin in Verlegenheiten, ihre Trösterin unter den unvermeidlichen Bedrängnissen werden, die alle — mehr oder weniger — auf uns warten!

Laß deinen Würkungskreis grösser werden — wird nicht zugleich die Summe der Pflichten grösser? Und von was für Pflichten? Etwa solcher, von deren Erfüllung du wahren bleibenden Nutzen erwarten könntest? Sind nicht die meisten Opfer, welche man der Gewohnheit und dem Herkommen bringen muß, oder die auch um gewisser bürgerlicher Ordnung willen nöthig sind, an sich aber bey weiten nicht das

Gute hervorbringen, was du iezt durch Beschäftigungen, die deine eigne Wahl sind, thun kannst? Wie bitter würde dir der Verlust der Zeit zu stehn kommen, welche du iezt so angenehm und so nützlich anwendest?

Der Mangel an Aufmunterungen macht dir, sagst du, zuweilen trübe Stunden? Was nennt mein Agenor Aufmunterungen? Laß uns aufrichtig mit uns selbst handeln. Verbergen wir nicht allzugewöhnlich unter dem Wunsche, den Wunsch nach Aufsehn und glänzendem Ruhm? Es ist menschlich, sehr menschlich; ist auch bey weiten nicht immer Neid, wenn wir das auch haben möchten, was andre haben. Aber laß uns hier ein wenig unsre Philosophie zu Hülfe nehmen, oder wenn der Name zu wichtig klingt, laß uns nur an die Erfahrungen denken, welche wir täglich machen können. Wir haben ia auch ein wenig in die geheime Geschichte des Ruhms der Menschen

hineingesehn, haben ja der Wege genug kennen lernen, auf denen man leicht dazu kommen kann, und auf denen schon so viele, deren Einsichten und deren Herz wenig Verdienst hatte, ihn dennoch gefunden haben. Hat uns danach gelüstet, ihn auf diese Art zu suchen? O mich dünkt, wenn man ein wenig weit die Betrachtung verfolgt, man hat eher nöthig, sich vor zu kalter Gleichgültigkeit gegen Menschenlob in Acht zu nehmen, als darauf stolz zu werden.

Gewiß, gewiß, es ist seliger, sichs bewust zu seyn, man habe mehr als andre verdient, als es fühlen zu müssen, wie gutherzig der Hauffe unverdientes Lob an uns verschwende! Der Gedanke muß für ein edles Herz fast unerträglich seyn, „ich werde belohnt und habe beynah nichts gearbeitet. Jener bleibt verkannt, und verdiente doppelt was ich habe!“ Gott bewahre uns beyde vor einer solchen Lage!

Das meiste iener Art von Aufmunterung bestünde also wohl in der Einbildung. Von andrer noch geringerer, die in Ueberfluß irdischer Güter besteht, will ich dir gar nichts sagen. Gottlob daß du nicht darbst, daß du viel mehr hast als Tausende deiner Brüder, und daß die Genügsamkeit die unmittelbare Belohnung, „doppelt frohen Genuß dessen, was man hat,“ bey sich führt.

Aber meinst du, ich könne dir nicht auch würkliche Aufmunterungen nennen? Nenne sie dir vielmehr selbst. Wenn eine geheime Unzufriedenheit dein Herz beschleicht — denke dir dann die Freuden der Erkenntniß, die du schon genossen hast, für deren Belohnendes du niemand als dir und deinem Schöpfer Dank schuldig bist. Denke dir die Vorzüge vor den Nichtdenkern und Nachsagern, bey denen man leicht ihre Vortheile über uns vergessen kann. Bey dieser Art von Aufmunterung ist man noch

überdies am meisten vor dem Betrug des eignen Herzens sicher. Man wählt, wie der Dichter sagt, die Flamme zu seiner Leiterin: „Ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem will ich nachtrachten!" Und diese Flamme zeigt dann dem Ehrbegierigen bessern Pfad, als der, dem Beyfall bey Menschen alles ist, wandeln kann. Und Beyfall Gottes, — Beyfall seiner selbst — o mein Agenor, welcher grosse, grosse Gedanke!

Theuer ist Beyfall edler Menschen auch! Theurer ihre Liebe. Fehlt sie dir denn? Weissest du nicht, daß Richter, die wohl richten können, viel anders von denen, welche die Menge bewundert, urtheilen, und daß diese Richter dich schätzen?

Oder kannst du alles das, was Gott durch dich thut, hier schon sehn? Was hiesse denn „arbeiten auf Hoffnung?" Was hiesse denn: „Gutes thun und nicht müde werden?" Die

schönste Saat edler Thaten sproßt verborgen, aber einst wird sie herrliche Früchte tragen.

Und endlich, mein Lieber, laß uns an Zufriedenheit des Herzens gewöhnen. Laß uns selbst üben, was wir andern sagen, „daß Gottes Führungen die besten sind." Was hülfe uns sonst der Glaube an eine Vorsehung? — Ich habe oft bey ähnlichen Versuchungen zur Unzufriedenheit in dem Gedanken mich beruhigt: „Mir wäre mehr geworden, wenn ich mehr hätte tragen können! Es ist viel schwerer, lauten Beyfall als lauten Tadel zu tragen!"

An Aspasio.

Laß dich den Gedanken an die Zukunft nicht trüben, mein Aspasio! Für den gegenwärtigen Augenblick sollen wir leben: wir verlieren ihn, wenn wir mit unsern Gedanken in einer Zukunft herumschweifen, die noch nicht da ist; für die uns niemand bürgt, daß sie iemals kommen wird.

Du geniessest dein Leben, geniessest die Freuden der Erkenntniß nur halb, wenn du unaufhörlich den Gedanken „wie wird es mir einst gehen?“ mit dir herumträgst. Was helfen sie auch — diese Sorgen? Kannst du durch sie auch nur das geringste in dem Plane verrücken, den eine weisere und gütigere Vorsehung eher für dich entworfen hat, als du denken konntest?

Hast du auch schon überdacht, daß zu festes Hangen an einem Gedanken endlich der Seele

eine

eine gewisse Stimmung giebt, die dir selbst gefährlich werden kann? daß man sich durch finstre Vorstellungen endlich an einen gewissen Trübsinn gewöhnt, der zur üblen Laune wird, und uns minder angenehm im gesellschaftlichen und freundschaftlichen Umgange macht? Denn mit welchen Menschen ists lästiger umzugehen, als mit denen, welche immer unzufrieden sind, und von reinem Genuß des gegenwärtigen Guten nichts wissen? Wo nicht jeder etwas zur Nahrung des Umgangs beyträgt, da verschwindet endlich alle Freude, die in Empfangen und Wiedergeben besteht, und niemand ist unfähiger, etwas dazu beyzutragen, als der finstre Grübler.

Noch ist dies der Fall nicht bey dir. Aber noch wallt auch in deinen Adern jugendlich Blut; noch blüht dir das Leben wie ein Frühling. So wird es, so kann es nicht bleiben! Und wie dann? Wenn du nicht früh lernst,

eingebildete nur gefürchtete Uebel durch Heiterkeit des Geistes, durch Hoffnung und guten Muth, vor deinen Augen zu zerstreuen, wie unbereitet werden wahre Uebel dich finden, und mit welcher Macht werden sie deine Seele überdecken!

Selbst im halben Scherz solltest du nicht bitter und muthlos von der Zukunft reden. Man gewöhnt sich so leicht an diese Sprache; und die Sprache des vergnügten Herzens „immer zufrieden zu nehmen, was Gott giebt, fest entschlossen, Freude geb' er oder Schmerz, sich zu unterwerfen," klingt so viel sanfter, ist so viel würdiger für den Menschen, zumal für den, der noch von keinen bösen Tagen zu sagen weiß.

Es ist nicht Stolz, sich ein grosses Ziel vorzustecken, nach dem man hin möchte. Das Streben des menschlichen Geistes ist von Gott, und ist grenzenlos. Was könnte auch unedles in dem Wunsche seyn, einst in einem grossen

Kreise wirksam zu werden? Aber leiden müssen wir nicht unter der Furcht, vielleicht nicht dazu bestimmt zu seyn, vielleicht sich einst in einem weit engern beschränken zu müssen. Der kleinste ist fast noch immer zu groß, alle Pflichten zu erfüllen. Das Bewußtseyn, iede unsrer Kräfte, so viel wir vermochten, vervollkommnet zu haben — das ist die eigentliche reinste Quelle unsrer Glückseligkeit. Wo sie nicht quillt, bleibt das Herz bey der höchsten Ehre unter Menschen nur halb glücklich; wo sie fließt, da fehlt ihm bey der geringsten Bestimmung nichts zu seiner Ruhe.

Nichts also mehr, mein Aspasio, so lieb dir deine Ruhe ist, nichts mehr von finstern Blicken in die Zukunft. Hat es dir Gott schon an irgend einem Guten fehlen lassen? — Denke an unsre kleine Sommerreise, an die freundliche Nacht, wo wir so offen gegen einander waren; ich neben dir saß, und dir eben die

Frage that. Der Mond stand unserm Wagen gegenüber, und ich sah, daß dir eine Thräne ins Auge trat, als du mir antwortetest: „Noch an keinem!“ Bey diesem Bekenntniß, bey dieser Thräne des Danks, bey unsrer Freundschaft beschwör ich dich, vertraue auf Gott! — Bilde dich zu dem nützlichsten, geschicktesten, weisesten Weltbürger; erhöhe die Kräfte deines Geistes so sehr du kannst; beobachte dein Herz und suche es mit iedem Tage schöner zu machen; und dann überlaß das übrige der Vorsehung. So wahr sie über uns wacht, so wahr wird es dir wohl gehn! Mußt aber auch nie wieder vor deinem künftigen Leben bange seyn.

Amyntor und Philotas.

Erstes Stück.

Amyntor wohnte auf einem Landgute, welches alle Schönheiten der Natur vereinigte. Die Gegend war schöner als die Lieder der Dichter und die Landschaften der Mahler. Alles Wahrheit, und doch reich wie die Ideale der Phantasie. Sein Haus umschloß ein Garten, den seine Hand gepflanzt hatte; das war seine Zuflucht nach den Ermüdungen des Tages; ein kleines Paradies voll Ruhe. Die hohen Bäume beschatteten zarte Blumen; rings um das sanfte Rauschen eines kleinen Flusses; die Gänge von hohen Acacien umschlossen; hinter verschlungnen Pfaden ein offner Platz für die Spiele der Jugend; am Ende der Aussicht eine dichte Laube, fast ganz das Werk der bildenden Natur. Dort schien die

die Freude, hier die sanftere Traurigkeit zu wohnen. Dort verwehten kühle Winde die Hitze, hier warfen die hohen Laubwände erquickende Schatten. Da wohnte Amyntor.

Er genoß das Leben in dem Arm einer Gattin, die eine reine Sympathie seinem Herzen verband. Nun war alles für ihn doppelt schön. Jeder Anblick der Schöpfung, iede Lust der Sinne ward ihnen Freude des Geistes: denn sie theilten den Genuß. Kaum ein Jahr, so war dies Freudenleben dahin. **Lyda** starb, und Amyntor blieb mit ihrem Sohne, den sie ihm sterbend gebohren hatte, zurück.

Er war einer von den Menschen, die wegen der äussersten Feinheit ihrer Empfindungen selten ganz glücklich sind, und noch seltner Entschlossenheit genug haben, ihre Empfindlichkeit dann zu bestreiten, wenn sie noch Kraft dazu hätten. In den heitersten Tagen des Glücks, selbst schon als Jüngling, liebte er oft allein in

unbesuchten Gegenden seinen Gefühlen nachzuhängen, Plane zu entwerfen, wo er Gutes thun könnte, weil ihn die heisseste Liebe für seine Brüder durchglühte. Bald wollte er sich hier, bald dort dem Strom des Verderbens entgegenwerfen, bald ungerecht Leidende befreyen, bald die verführte Unschuld in Schutz nehmen. Wenn er Kinder kannte, von denen er fürchtete, sie möchten die Opfer der Eitelkeit oder des Lasters werden, so schrieb er Briefe ohne Namen an ihre Eltern, im Ton der zärtlichsten Warnung. So nah dies alles an Schwärmerey und ein gewisses romantisches Wesen grenzte, so war doch die Quelle, aus der alles hervorfloß, untadelhaft. Indeß hatte iene Stimmung seiner Seele viel Einfluß auf seinen ietzigen Zustand. Mit dem Tode seiner Lyda war alle seine Thätigkeit dahin. Jede seiner Kräfte erlag unter dem Schmerz. Die besten Tröster verzweifelten an ihm.

Philo-

Philotas, sein Freund und sein halber Erzieher, eilte auch, so bald er konnte, zu ihm. Noch nie war er mit dieser Beklemmung des Herzens zu einem Leidenden gekommen. Er selbst war gewaltig von Lydas Tode getroffen, denn er hatte sie schon lange für seinen Amyntor bestimmt, und der Tag, der sie verband, war einer der schönsten Festtage seines Lebens gewesen. Dabey kannte er den ganzen Charakter seines armen Freundes besser, als irgend ein andrer, und wuste, daß er, wenn es auf Empfindungen ankam, nie ganz mit ihm zusammen gekommen war. „Was wird“ — dacht er — „was wird aus dem Jünglinge werden! „Er ist beynah noch Jüngling! Sein gutes „Herz war in Gefahr, durch Güte und Empfindsamkeit aufs äusserste zu leiden! Wie hab „ich der Vorsehung gedankt, als es einen Gegenstand gefunden hatte, der so ganz seiner „Liebe würdig war! Nun war ich ruhig! Und

 „das

„das ist schon wieder dahin! — Er wird „Wonne finden an seinem Gram; er wird „mit Freuden seine Kräfte wegschwinden sehn! „Wie viel Gutes wird dadurch für die Welt „verlohren gehn! Ich kannte immer an ihm „diesen Hang zur Schwermuth; der Ton „unsrer neusten Schriften wird vollendet ha„ben, was sein Temperament angefangen „hat!“ Unter diesen Sorgen kam er auf sein Landgut. Es war ein trauriger Tag für Amyntor: denn die benachbarten Bekannten hatten sich wie verschworen, ihn durch einen langen Zuspruch und durch die gewöhnlichen Gemeinplätze bey Trauerbesuchen, die Bitterkeit seines Schicksals in langen Zügen schmecken zu lassen. Sechs ganzer Stunden, die ihm eben so viel Tage waren, mußte er unter den Gesprächen von den Verhängnissen des Himmels, von dem allgemeinen Loos der Menschen, daß sie sterben müssen,

ausdul-

ausdulden; mußte mit den fadesten Lobsprüchen das Andenken seiner Lyda entweihen, wohl gar gute Wünsche zu baldiger Ersetzung der Stelle hören — daß er beynahe vergangen wäre. Philotas fürchtete durch seine Ankunft die Gesellschaft noch länger aufzuhalten, und gieng in den Garten. Hier stieß er auf einen jungen Mann, in dem er bald den Phanias, einen benachbarten Freund des Amyntor, erkannte, von dem ihm dieser oft, als einer neuen sehr lieben Bekanntschaft, geschrieben hatte. Nach den ersten Bewillkommungen war natürlich Amyntor ihr erstes und einziges Gespräch. „Ich konnt's nicht mehr mit aushalten; es ward mir zu bang ums Herze, wie sie ihn zermarterten, die Alltagsmenschen! Du solltest das kalte Geschwätz hören, das sie da treiben; verstimmen ihn damit auf viele Tage, und verderben, was man kaum gut gemacht hat.“

Phil. Du scheinst an der Beruhigung unsers Freundes zu arbeiten. Wie ich ihn kenne, muß es ein schweres Tagewerk seyn. Mich treibt eben dies zu ihm, denn du wirst von unsrer alten Verbindung wissen. Sage mir doch, wie weit du gekommen bist?

Phan. Ich fand ihn in einem Zustande, der beynah Sinnlosigkeit war. Es kostete viel Mühe, ihn ein wenig abzuspannen; denn alles war bis aufs äusserste getrieben, daß mir vor seinem Leben bang war. Ich hatte schon viel gewonnen, als er mich nur erst wieder hörte.

Phil. Und wohin lenktest du seine Empfindungen?

Phan. Wohin? — Auf die Leiden der Liebe; auf die Wonne dieser Leiden; wie man sich wegsehnen müsse aus der Welt. Sie ists nicht werth, sagt' ich ihm oft, sie ists nicht werth, so eine Welt wie diese, daß man ihr

eine Thräne gönnt. Das haftete bey ihm. Seitdem ist er größtentheils in dem Zustande einer sanften Traurigkeit; welkt weg, wie ein junger Baum, der an der Wurzel abgeknickt ist, und bey dem heissen Sonnenstral ein Blatt nach dem andern fallen läßt, bis endlich ein Sturm kommt und ihn vollends niederwirft.

Phil. Und das wünschtest du?

Phan. Was soll er hier? Was sollen wir beyde hier? Auch ich liebte, aber Menschen neideten mich um mein Glück. Er hat auch geliebt, und ihn hat der Himmel geneidet. Itzt ists am besten für uns, wenn wir bald ausgerungen haben. — Und was meinst du, Philotas? Schon so weit hab ich ihn gehabt, daß er mit mir zu dem Grabhügel, der seine Lyda deckt, gegangen ist. Das war eine Scene!

Es war das erstemal, daß ich ihn wieder in seinen Garten bringen konnte. Alle Blu-

men, die er ehmals so sorgsam pflegte, hingen die Glocken. Sie klagen mit dir, sagt' ich, sie klagen mit dir um Lyda. Hier an dieser Cypressenstaude stand er still. Ich versprach ihm sie auf sein Grab zu pflanzen und dann auch in ihrem Schatten zu sterben. Endlich schlug ich ihm vor, die heilige Ruhstätte der Todten zu besuchen. Im Anfang schwankte er, ob ers aushalten würde. Aber bald warf er sich diese Weichlichkeit vor. Und wenn du da stirbst, sagt' ich ihm auf dem Wege, könntest du süsser sterben? Wir giengen vor den Häusern des Landvolks vorbey. Die Kinder scherzten um die Alten; die Jünglinge und Mädchen sangen ein unschuldiges Lied, das sie vormals Amyntor gelehrt hat. Als sie ihn sahn, schwieg iede Stimme der Freude. Seine Brust arbeitete unter den gewaltsamsten Empfindungen; den Weg war er so oft mit Lyda gegangen, und dann war

alles um ihn herum Freude geworden. Wir kamen zum Kirchhofe. Alles war tieffe Stille umher. Der Mond wandelte langsam über die Gräber und warf seine blassen Strahlen auf die Leichensteine. Kein Lüftchen rauschte. Kein Vogel bewegte sich. Kein Fußtritt scholl. Ein ödes Schweigen wachte an der Pforte des Kirchhofs. Ohnweit der Kirche war das Grab, das Amyntor bald am frischen Rasen und dem neuen schwarzen Kreuz und der Linde, die gegenüber einen Rasensitz überschattete, erkannte. Er sank mir ohnmächtig in die Arme. Ich ließ ihn eine Weile in der süssen Betäubung. Meine Schwester, ein Mädchen von schöner Seele, die eine zweyte Mariane, deren Namen sie schon trägt, werden wird, war uns indeß nachgekommen. Ich hatte meine Flöte bey mir, winkt' ihr, und wir begannen das Lied:

„Würd' ich doch wie du begraben,
„Sänk' ich auch in Todesnacht!
„Zärtlichkeit und Jammer haben
„Mich zum Tode reif gemacht“ *) u. s. w.

Schöner hatte Mariane nie gesungen als diesmal. Kann dir ihr sanft zum Himmel hinaufschmachtendes Auge, darin der Mond die Thränen versilberte, kann dir das sanfte Schlagen an ihr klopfendes Herz, nicht beschreiben. Amyntor zerfloß in Empfindung! Einigemal warf er sich auf den Grabhügel und umfaßte mit Inbrunst das Kreuz. Wenn du da stürbst, guter Jüngling, dacht ich zuweilen, so wäre Siegwart, troz den kalten Menschen, die drüber spotten, keine Phantasie mehr.

Es ward ihm endlich so wohl hier, daß ich ihn mit Müh wegleitete. Vielleicht, meinte er, kürze der kalte Nachthauch auf dem

*) aus Siegwart.

Todtenfelde sein Leben! — In der Fassung ist er geblieben. Zuweilen ist er in einem Gefühl von unaussprechlicher Seligkeit, das seinen Geist wie verzückt. Tage lang sitzt er vor Lydias Bilde und seufzt, oder redet damit; und so geht es täglich.

Philotas erinnerte sich kaum in einer solchen Lage gewesen zu seyn, als bey dieser Erzählung. Der ganze Phanias mißfiel ihm beym ersten Anblick. Er liebte das Hinschmachten so wenig in dem Gesicht eines jungen Mannes, als den süssen Dichterton in seiner Sprache. Bey der Beschreibung seines Umgangs mit Amyntor verlohr er fast alle Geduld. „Was ich vielleicht noch hätte gut machen können, hat mir dieser empfindsame Thor verdorben!“ Schwerlich wäre auch Phanias so tief in seiner Erzählung gekommen, wenn nicht Philotas durch innern Gram und den Kampf in seinem eignen Herzen, selbst

von dem Feuer seines Auges viel verlohren gehabt hätte. Denn iene Art von Menschen standen selten lang vor ihm, und schmolzen mit aller ihrer Weichlichkeit vor dem Feuer und der Kraft seines Männerauges und seiner ernsten Stirn weg. Er war zu gedrückt, um viel zu antworten. Endlich sagte er mit der möglichsten Kälte:

„Es thut mir leid, daß sich Phanias — ich hoffe unwissend — so sehr an der Ruhe und an der Tugend Amyntors versündigt hat, und daß ich, so lang er diesen Ton behält, nicht so fest in die Hand des Freundes meines Freundes einschlagen kann, als ich gehofft hatte. Aber wills Gott, es muß anders werden!“

Bey den letzten Worten fühlte Phanias das erste mal, wen er vor sich hatte. Er vermochte nicht gegen den Mann aufzukommen. Wie viel Philotas Ansehn bey Amyntor vermochte

mochte — das wust' er. Ihn gegen ihn einzunehmen, war unmöglich. Vielleicht hätte er doch einen Versuch gemacht, Amyntor vor gar zu grosser Achtung gegen Philotas zu warnen, aber die Gesellschaft brach auf, und da ienem sogleich die Ankunft seines alten Freundes gemeldet war, so konnt' er den Augenblick nicht erwarten, an seiner Brust seinen Jammer auszuweinen.

Zweytes Stück.

Man kann sich leicht das Traurige des ersten Wiedersehns vorstellen. Philotas hatte Amyntorn so reich, so glücklich verlassen, und fand ihn nun so arm, so unglücklich. Amyntor weinte laut, und Philotas, der im Grunde ein Mann von der äussersten Empfindlichkeit war, aber früh angefangen hatte, sich beherrschen zu lernen, muste alle Kräfte zusammen nehmen, diese Scene auszuhalten.

Er war weit entfernt, seinen Freund, nachdem beyde wieder etwas ruhiger geworden waren, mit Tröstungen zu übertäuben. „Ich habe gefunden — pflegte er zu sagen, — daß man seinen Zweck leicht verfehlt, wenn man einem Leidenden zu viel werden will. Ein Arzt muß seinen Kranken nicht mit Arzneyen bestürmen; er muß die Natur beobachten, wo sie sich helfen will, und dann die Hand bieten.

Viel

Viel Gerede richtet kein gedrücktes Herz auf. Nehmt nach und nach bald hier bald dort etwas von der Last weg, ohne daß ihrs ihm merken laßt, so wird es sich nach und nach wieder freyer heben können. Daher enthielt er sich im Anfang fast aller directen Trostgründe; ließ sich viel von Amyntor erzählen, hörte besonders die Geschichte von Lydas letzten Tagen mit der innigsten Theilnehmung so oft an, als jener nur davon reden wollte; lenkte sogar das Gespräch bisweilen vorsätzlich darauf, weil ihm ein Schmerz, der sich in Klagen ergoß, lieber war, als der stille, in sich selbst verlohrne, thränenlose, der sich blutig in das Herz gräbt.

Phanias hatte weit mehr Kälte von ihm erwartet; denn es gieng ihm wie den Jünglingen, die aus Mode empfindsam werden; sie beurtheilen die Gefühle andrer nach einer gewissen sentimentalen Sprache, und wissen nicht,

daß gerade dabey das Herz oft am allerwenigsten Theil nimmt. Daher blieb die ersten Tage das Vernehmen unter ihnen ganz gut; und die kleine Kaltsinnigkeit, die in ihrem Betragen seyn muste, bemerkte Amyntor, der genug mit sich selbst zu thun hatte, itzt weniger. Nach und nach fing Philotas an, unmittelbarer das zu bestreiten, was ihm in den Aeusserungen seines Freundes schädlich vorkam. Vieles davon waren die ersten Keime von dem, was Phanias in ihn gepflanzt hatte. Dieser sah unwillig seine Arbeit zerstöhren, und die Kaltsinnigkeit ward merkbarer. Endlich wards ihm unerträglich, länger dazubleiben. Er machte Anstalten zur Rückreise, und folgender Vorfall beschleunigte seinen Entschluß.

An der Abende einem fand Philotas Marianen in einer Sommerlaube. Er hatte schon oft das Mädchen mit innigem Mitleid angesehn. So viel Güte des Herzens, so viel Einnehmen-

nehmendes ihrer Bildung, so viel Anlagen des Verstandes — und dies alles, bey der falschen Richtung, vielleicht künftig höchst gefährlich für sie. Seit dem Tode ihrer Eltern war sie ganz von der Hand ihres Bruders gebildet. So schön das alles klang, was er ihr sagte, und so unschuldig die Schriften aussahn, mit denen er sie nährte — so war es doch bey weitem nicht so unschädlich als er meinte. Er brachte in ihr Herz ein gewisses für ihre Jahre ohnehin viel zu frühes Sehnen und Schmachten, eine gewisse dunkle Idee von Liebe, ein Ideal von Liebenswürdigkeit und weiblicher Vollkommenheit — wodurch keine einzige Tugend recht feste Wurzel schlagen konnte. Immer ward aus Empfindungen gemischte Schwärmerey, mit wahrer ausdaurender Reinheit und Güte des Herzens verwechselt; wie viel Sinnlichkeit dabey war, und wie leicht diese Sinnlichkeit die Oberhand bekommen konnte, ward nicht

bemerkt, und das Herz war vielleicht da am besten mit sich zufrieden, wo es am wenigsten eine strenge Prüfung aushielt.

Philotas drang sich nicht gern zum Lehrer auf; aber bey solchen Gelegenheiten, wo er so schöne Werke Gottes dem Verderben nah sah, wars ihm unmöglich zu schweigen, und er setzte sich nun leicht über das Urtheil, daß er nur immer moralisiren wolle, hinweg. „Vielleicht könnte ich doch etwas Gutes stiften! Und wer da weiß Gutes zu thun und thut es nicht, dem ists Sünde.“ Die Art, mit der er auch scharfe Wahrheit zu sagen wuste, kleidete ihn dabey so gut, und er gewann überhaupt die Herzen aller so schnell, daß man ihm nicht leicht etwas übel nahm.

Meine junge Freundin, sagte er, sieht wieder so schwermüthig, und hätte doch Ursach so froh zu seyn. Das Leben blüht ihr so schön wie diese Flur. Darf ich mich zum Vertrauten ihres Kummers anbieten?

„Ich habe keinen Kummer," sagte Mariane, „den ich iemand vertrauen könnte. Ich bin nicht mißvergnügt; die kleine Melancholie, die du vielleicht in meinem Gesicht siehst, ist ein so seliger Zustand, daß ich ihn mir nie süsser wünsche. Wer könnte an einem solchen Mondabend nicht schwermüthig und doch froh seyn? Wenn man so in den hellen Mond hineinsieht, den treuen Freund der Weinenden! — O Philotas" — hier trocknete sie die Augen.

Mariane wird mich vielleicht für kalt halten, wenn ich ihr sage, daß alles dies ganz anders auf mich würkt. Ich bin immer so offen, so frey, so heiter, wenn ich in der eben so offnen und freyen und heitern Schöpfung Gottes leben und mich an dieser Fülle der Natur recht satt geniessen kann! Der Mond verbreitet auch eine sanfte Freude über meine Seele, aber warum sollte sie eben Schwermuth werden — wenn

ich nicht anders einen wirklichen Gegenstand des Traurens habe?

„Philotas kann unmöglich ein kalter Mann seyn. Sollte ihn denn nie diese süsse Schwermuth, zumal bey so schauerhaften Naturscenen wie dieser helldunkle Abend, besucht haben?"

Sehr oft, meine Freundin, als ich noch jünger war; und — daß ich nur meine Sünden ganz gestehe, weil ich es ohnedem mit einer gewiß nachsichtigen Richterin zu thun habe, — ich bin ziemlich lang in dieser gefährlichen Täuschung geblieben. O wie ganz genug hatt' ich, wenn ich in tiefster Einsamkeit unter dem Nachtthau sitzen, und Stunden lang meinen Empfindungen freyen Lauf lassen konnte! Alles, was ich dachte und was ich that, bekam diese Farbe. Mein Herz war eigentlich keinen Augenblick mein, denn es umfaßte alles mit Leidenschaft, und du weißt vielleicht aus Beschreibungen, wie es bey solchem Zustande um die Ruhe steht.

Daß

daß unter diesem innren Tumult meine Thätigkeit gar sehr litt, daß mir die nützlichsten Geschäfte anekelten, daß selbst die wohlthätige Freundschaft für mich Störerin meiner Glückseligkeit ward, und daß ich mit dieser Art von Freundschaft wiederum die Glückseligkeit und die Gemüthsruhe andrer störte, andern Pflichten zu nah trat — das alles bemerkt ich im Anfang gar nicht, und war empfindlich, wenn es mir andre sagten. Die Zeit that etwas. Ich gestand mirs nach und nach in ernsten Augenblicken, daß ich durch einen solchen Zustand weder wirklich besser noch glücklicher ward, und der Bestimmung als Weltbürger nicht einen Schritt näher kam. Endlich riß ich mich auf aus meinem Schlummer: „Sey wieder dein!“ — und Gottlob ich wards. Nichts hab ich bey dem Wechsel verlohren. Nichts hoff' ich von dem Gefühl für das Gute und Schöne: denn es ist alles vielmehr Wahrheit geworden; nichts

von der Wärme meiner Freundschaft: denn ich liebe meine Freunde nun viel reiner und fester; darf vielmehr iede Regung meines Herzens vor ihnen sehen lassen, und bin nicht in Gefahr, daß mein Gefühl für sie iemals verdunsten werde! Meine Empfindsamkeit (schade, daß das schöne Wort durch die elenden Nachahmer beynah entheiligt ist!) hindert mich nicht mehr an meiner Pflicht; und über die Wonne, sie ganz erfüllt zu haben — liebe Mariane, über diese Wonne geht nichts in der Welt.

„Das mag denn vielleicht für die Männer, die für wichtigere Dinge in der Welt sind, nothwendig seyn. Aber einem armen Mädchen könnte man ia wohl diese, deucht mir, für ihre Bestimmung recht gut passende Fühlbarkeit erlauben.“

Darf ich dir einmal antworten, wie ich meiner Tochter darauf antworten würde, wenn ich eine hätte?

„Ich

„Ich habe schon oft Philotas gebeten, nicht anders mit mir umzugehn.“

Mein Kind, würd' ich sagen, du bist in einem grossen Irrthum. Schade, daß dich die gewöhnliche Begegnung unsres Geschlechts, schon an eine so niedrige Idee von der Bestimmung des deinigen gewöhnt hat! Was ist denn deine Bestimmung? — Doch nicht in einem Kloster dein Leben wegzutrauren? Nur dann könnte vielleicht ein gewisser Grad von religiöser Schwärmerey dein Schicksal erleichtern, vorausgesetzt, daß er sich bis an dein Ende erhalten könnte. — Aber nun? Nichts geringers als die nächste Freundin eines Mannes zu werden, der dich als den besten Segen des Himmels ansehn, und in dir das alles finden soll, was ihm noch zur Vollendung seiner Glückseligkeit fehlte. Und wodurch wirst du dies? Gewiß nicht durch eine Menge schöner süsser Worte, darin du dich bald erschöpft haben wirst; gewiß nicht

durch dies Hinschmachten und Zerfliessen in Liebe, das schon in euren neuen Modeschriften nicht mehr zu ertragen ist. Selten wird wahre Herzensliebe dieser Ziererenen bedürffen. Sie ist ganz That, ganz Aufopferung, ist keine solche Schwätzerin. Und solltest du gar eine noch höhere Bestimmung haben — die erste Bilderin eines Menschen, den du gebohren hättest, zu werden — was dann mit dieser unächten Empfindsamkeit? Wie wäre sie mit den Pflichten einer Mutter verträglich? sie, die alle Nerven abspannt, alles erschlafft, alle nützliche Geschäftigkeit, unter dem Titel von Arbeiten für Alltagsmenschen, lästig macht? — Sieh, wohin die Liebe zum Außerordentlichen führen kann! Gerade was ihr sucht, was ihr mehr als andre und vollkommner haben wollt, verscherzt ihr! Ihr quält euer gutes bildsames Herz mit unnöthigen Leiden! Ihr schwächt es, in Stunden der Prüfung auszuhalten, und setzt euch

der Gefahr aus, von jedem Thoren und von jedem Bösewicht, der eure Sprache reden kann, betrogen zu werden. Wo die Tugend schon Wurzel geschlagen hat, wird sie eben nicht ganz verlohren gehn, aber nie die gehörige Festigkeit bekommen. Wo keine Principia im Herzen sind, wird geschehen, was ein weiser Mann neulich wohlthätig scharf gesagt hat: Das Mädchen, das bey dem Tode ihres Vogels in Verzuckungen fällt, wird vielleicht ihren Mann todquälen können: *) denn ihre Tugend ist Empfindung, und das meiste ihrer Empfindung die Würkung schwächerer oder reizbarerer Nerven! — O mein Kind, mache dich nicht selbst durch dies süsse Gift krank. Die Krankheit kann unheilbar werden. Es giebt eine viel gesundere Nahrung, die für den unverdorbnen Geschmack selbst weit reizender ist, und den Geist schön und stark macht. Du bist —

*) Im Stoff zum Denken.

hier faßte er mit Wärme Marianen bey der Hand — du bist so gut, so unverdorben, so werth, die Ehre deines Geschlechts zu werden. Ach wenn sie dich unglücklich machten! Wenn sie dich unglücklich machten! —

Philotas bemerkte iezt erst, daß er warm geworden war. „Das Recht," sagte er noch, „das mir Mariane vorher so gütig gab, wird meine Wärme verzeihbar machen."

Phanias war in einem nahen Rosengebüsch ein unbemerkter Zeuge dieser Unterredung gewesen. Er war äusserst unzufrieden mit dieser kaustischen Moral, wie ers nannte, und der Umgang mit Philotas ward ihm beynah verhaßt. Dies vollendete seinen Entschluß, das Landgut zu verlassen, und nicht eher, als bis er Amyntor wieder allein haben könnte, zurückzukehren. Auswärtige Geschäfte machten hernach seine Abreise noch dringender, und nöthigten ihn, so ungern er dran gieng, seine Schwe-

ster zurückzulassen. Beym Abschiede konnt er sich doch nicht ganz überwinden, ein Paar Worte über den Kaltsinn und das ganze Wesen des Philotas hinzuwerfen, die Amyntor verstand, und die erste Gelegenheit ergriff, mit Philotas darüber zu sprechen.

„Mir deucht,“ sagte er, „mein Freund hat nicht so sehr mit Phanias sympathisirt, als ich gehofft hatte. Er ist doch ein guter junger Mann, und Philotas pflegt sonst nicht so schwer zu befriedigen zu seyn.“

Phil. Ich hoffe, Phanias hat nicht über mich zu klagen. Mit dem Sympathisiren ists freylich nicht so leicht, zumal wenn die Grundsätze in zwey ganz verschiednen Richtungen fortwürken, wo sie nie zusammentreffen können. Weil wir nun gleichen Zweck hatten und so weit in der Wahl der Mittel auseinander waren, so konnt es wohl nicht anders seyn, als daß nähere Vertraulichkeit unter uns unmöglich ward.

Am. Und dieser Zweck? —

Phil. War, dir das Traurige deiner Lage zu erleichtern, und alles zu thun, was dir deine vorige Ruhe einigermaassen wiedergeben könnte.

Am. Daran habt ihr ia beyde gearbeitet, und das, was mir meine Leiden im Anfang am bittersten machte, die Heftigkeit, mit welcher der Schmerz meine Seele wie ein Raubthier anfiel, hat sich würklich durch das Erheiternde eures Umgangs schon sehr verlohren. Ganz wird ein Kranker, der so tödlich verwundet ist, nie wieder heil, bis das grosse Heilmittel aller Wunden, der Tod, kommt. Die Aerzte haben genug gethan, die ihm seinen Zustand erträglich machen.

Phil. Aber wie wenn der Kranke sich nur einbildete, daß seine Wunde tödlich wäre; oder wenn er sie bloß durch diese Einbildung und das Zurückstossen aller sichern Heilmittel tödlich machte?

Am. Einbildete? — Wenn hier Einbildung ist, wo ist denn Wahrheit? O Philotas, du hast sie gekannt, du weißt besser als einer meiner Freunde, was sie war, und was sie mir war! wie unsre Seelen in einander verwebt, so ganz eins geworden waren, daß mir das Leben ohne sie kein Leben mehr seyn kann. Wär' es denn nicht Elend auf Elend, wenn ich ein solches halbes Leben lange tragen sollte? Wofür sollt ich leben? Ich bin für die Welt und die Welt ist für mich gestorben. — Was würde auch aus mir werden in dieser Einsamkeit? Ein finstrer Grübler, iedem Sturm des Zweifels an der Güte Gottes bloßgestellt, und ohne Kraft festzustehen! Wer möchte auch bey einem Schicksal wie das meine nicht zum Zweifler werden! Ich — bis zu dem Gipfel der Glückseligkeit geführt — um desto tieffer herunterzustürzen.

Phil.

Phil. Gott wird deinem Schmerz diese Gedanken verzeihen, und du wirst nach einiger Zeit desto dankbarer werden. Denn gewiß, mein Lieber, Verzeihung verdient er. Wolltest du Gott anklagen, daß er dich glücklicher als tausend und aber tausend gemacht? Ists nicht hohe Glückseligkeit, so viel verlieren zu können? Denk ihm einmal ganz nach, dem Gedanken der Wonne: „Dieser Engel in menschlicher Bildung war mein! Ich war bestimmt, sie einen — freylich kurzen — Theil ihres Weges zum Himmel zu begleiten, und sie freute sich meiner Begleitung. Keinem ist es, wie mir, geworden, ein so naher Zeuge ihrer geheimsten Tugenden zu seyn, von ihr zu lernen, mich mit ihr zu ieder guten und grossen Empfindung zu erheben; — keinem, wie mir, sie an meiner Brust sterben zu sehn; zu sehn den Triumph der Religion und die Wonne des Himmels —

Am. An welche Scene erinnerst du mich! O Gott, wenn ich über dich gemurrt habe — vergieb mirs! — Er konnte vor Thränen nicht weiter reden.

Phil. Weine nur, mein Freund. Es sind nie gerechtere Thränen geweint worden. Man kann nicht mehr verlieren, als du verlohren hast. Aber weine zugleich für Freuden, daß du, du dieser glückliche Sterbliche gewesen bist! weine aus Dank, daß dich Gott selbst durch diese Leiden so gesegnet hat!

Am. Gewiß, ich bin nicht werth gewesen, länger den Segen zu haben.

Phil. Laß uns nicht von Werth- oder Nichtwerthseyn sprechen, wenn von dem, was Gott an uns thut, die Rede ist. Wer es dankbar empfängt, und willig zurück giebt, der macht sichs werth, wie es ein Mensch kann. Gott hat deine Liebe gegen Lyda, jede zärtliche Sorge für sie, jede ihr durch dich erleich-

terte Beschwerde dadurch belohnt, daß du sie sterben sahst, du das Opfer brachtest, für das vielleicht ihre zarte Seele zu schwach gewesen wäre. — Wärst du nicht bereit gewesen, alles, alles für sie zu thun? Wolltest du nun nicht willig seyn, das auf dich zu nehmen, was einer von euch auf sich nehmen muste? Denn es muste ia einer den andern ans Grab begleiten.

Am. Du zeigst mir mein Leiden von einer Seite, die mir neu ist, und in meine Seele einen Schimmer von Freude bringt.

Phil. Du selbst, wie viel ruhiger kannst du — wie es nun Gott beschließt — leben oder sterben? Siehst ihr nun nach in die Wohnungen der Seligkeit; weissest, daß nun iede ihrer Tugenden belohnt, iedes nun nicht mehr verdeckte, auch wohl verkannte Verdienst gekrönt, ieder Wunsch ihrer schönen Seele nach mehr Vollkommenheit erfüllt ist. Hätte sie dich überlebt

lebt — so wärst du ja seliger als sie gewesen, hättest sie in einer Welt, wo vielleicht viel Schmerz, viel Kränkung, viel ihren Geist niederdrückende Unruhen auf sie gewartet hätten, gelassen. Welches bittre Scheiden von ihr! Nun ist sie auf einmal hinübergerettet, und genießt eine Seligkeit, davon wir zwar keine deutliche Vorstellung haben, die aber auf die untrüglichen Versprechungen der Tugend und der Religion selbst gegründet ist. — Noch einmal, Amyntor, überdenk das alles, und dann frage dich, ob deine vorigen Gedanken, daß du zu unglücklich seyst, um länger zu leben, die Probe bestehen.

Drittes Stück.

Durch diese und ähnliche Unterredungen gab Philotas seinem Freunde immer unvermerkt mehr Kraft, seinen Schmerz zu bestreiten; und ohnerachtet er fast nie geradezu das bestritt, was er sagte, so berichtigte er es doch durch seine Antworten, oder lenkte es auf eine andre Seite, und gewöhnte ihn, wie von ohngefähr, an richtigere Grundsätze und einen männlichern Sinn.

Besonders beobachtete er genau die Lectüre Amyntors. Phanias hatte dafür gesorgt, daß keine von den Schriften fehlte, die die Seele in einer düstern Schwermuth, oder in einer höhern Spannung erhalten, den Flug der Einbildungskraft stärken, und durch diese heftigen Würkungen, selbst der Gesundheit des Körpers nachtheilig werden. Für manche war Amyntor so eingenommen, daß Philotas sich

um

um sein Vertrauen gebracht haben würde, wenn er sie geradehin verworfen hätte. In dem Fall sagte er selbst alles mögliche Gute davon, was er nur immer nach seiner Ueberzeugung sagen konnte, und sein Tadel sah mehr wie Einschränkung aus, oder als wenn er nur in gewissen Lagen das Buch nicht empfehlen könnte. Urtheile wie diese, „es ist viel Wahres darin; es hat trefliche Stellen; dieser, iener Gedanke ist höchst lehrreich; das und ienes ist nur zu allgemein gesagt, oder es ist zu stark für ohnhin empfindlich gerührte Personen; iezt halt ichs für besser, das nicht zu lesen, damit es immer eine gewisse Neuheit behalte,“ — solche Urtheile, sag' ich, beleidigten nicht, und schwächten doch die unumschränkte Bewunderung. Philotas rechnete auch unter die Classe der für Amyntor schädlichen Schriften, nicht etwa bloß die, welche im Ton einer ganz falschen Empfindsamkeit

geschrieben sind; sondern auch solche, die an sich niemand mehr als er bewundern konnte. „Sie sind zu starke Speise, pflegte er zu sagen, sie wollen mit der ganzen Kraft der Seele gelesen und empfunden seyn, und Amyntor ist erst zu kurz von einer schweren Krankheit wieder einigermaassen genesen.“ Statt dessen spielte er ihm andre besser gewählte in die Hände; er erzählte oft nur Stellen daraus, von denen er voraussah, daß sie ihn neugierig machen würden, so daß Amyntor sie selbst fordern muste, und immer ganz frey zu handeln schien. Besonders wählte er Aufmunterungen zum frohen Genuß des Lebens, Beschreibungen des Guten in der Welt, Betrachtungen über die Schönheit der Natur, auch wohl Schriften, welche Tod und Zukunft betrafen, aber davon als fröhlichen Gegenständen für den redeten, der alle Pflichten seines ersten Lebens mit gewissenhafter Treue

erfüllt

erfüllt habe, und die Bestimmung des Menschen nicht bloß auf das Künftige einschränkten.

Die Musik war eine Lieblingsbeschäftigung seines Freundes. Seit Lydas Tode hörte man nichts als Trauerlieder, die zärtlichsten Adagios, und die bängsten Klagen aus den neuesten Singstücken. Der Inhalt war immer Sterben, Wegsehnen aus der Welt, Herbeyflehn des Grabes. Philotas war selbst sehr für diese Art des Sanften und Melancholischen; nur für Amyntor hielt ers für schädlich. Schnelle Aenderung darin würde ihn wieder beleidigt haben; auch wollte er seine Seele nicht zur lebhaftesten Fröhlichkeit, sondern nur zur Zufriedenheit, zur neuen Theilnehmung an der Welt stimmen. Er ließ also fürs erste den Inhalt der Stücke Tod und Unsterblichkeit bleiben. Aber er schlug doch immer solche vor, wo die Hauptgedan-

ken ohngefehr die waren, an die Amyntor ihm iezt noch zu wenig dachte. „Wenn ich viel Gutes werde gethan, wenn ich ieden Beruf erfüllt, iede Tugend zur möglichsten Vollkommenheit werde gebracht haben, dann wird mich die Unsterblichkeit empfangen. Geduld, Unterwerfung, Zufriedenheit mit Gottes Wegen erleichtert den Tod. Ich kann nicht reif genug werden für iene Welt; ich kann nicht vollkommen genug werden, um einst meiner vollendeten Freunde würdig zu seyn!“ Unter diese mischte er nach und nach fröhlichere Lieder, deren Inhalt Dank war für das Gute, das ein ieder Tag hat, Dank für die schöne Erde, die wir bewohnen, und daß selbst sie, das allgemeine Grab ihrer Kinder, mit Blumen bestreut sey u. s. w. Zuweilen sagte dann wohl Amyntor: „Ach Philotas, ich bin heute beynah zu froh gewesen! Du hast mich ein paarmal vergessen machen, was ich

verlohren habe, und es wäre doch unverzeihlich, wenn ich das ie vergessen könnte." Dann umarmte ihn Philotas: „Das sollst du, das wirst du nicht vergessen! Aber Lyda würde vom Himmel mir zusegnen, wenn ich dir die Freude des Lebens wiedergeben könnte. Denn wenn sie es wissen kann, wie uns hier zu Muth ist, so muß das die einzige Störung ihrer Glückseligkeit seyn, daß du um sie klagst, als ob sie ewig verlohren wäre, und daß der Gedanke an das Loos, das ihr so schön gefallen ist, nichts vermag, dein eignes Leben zu mildern."

Fast ieden Tag war er erfinderisch, Amyntorn auf eine angenehme Art zu zerstreuen. Nicht daß er zu rauschende Vergnügungen für Mittel gehalten hätte, eine Seele, die so fein empfand als die Seele seines Freundes, von dem beständigen Gegenstande ihrer Schmerzen wegzulenken, oder wohl gar geglaubt,

die gewöhnlichen Gesellschaften wären dazu gemacht, einen Betrübten aufzuheitern. Aber von kleinen unschuldigen Freuden, ländlichen Festen unter den Kindern des Landvolks, kurzen Reisen in benachbarte schöne Gegenden und ähnlichen Vergnügungen, die das Herz mit einem sanften Wohlbehagen erfüllten, vom Umgange mit Menschen, vor denen er seinen Schmerz nicht verbergen durfte, und bey denen er ihn eben darum desto eher vergaß, hoffte er mehr Würkung, und nicht umsonst. Mariane nahm an dem allen Theil, und Philotas hatte das Vergnügen, in kurzer Zeit auch in ihrem Betragen mehr offne Heiterkeit, weniger Gesuchtes, desto mehr gefällige Natur zu bemerken. Auch ward an ihren Bestrebungen sichtbar, daß ihr Ideal von weiblicher Vollkommenheit schon weit richtiger war, als bey der ersten Ankunft des Philotas.

Indeß

Indeß konnte Amyntor nicht auf einmal von dem Wege, den sein Geist an der Hand des Phanias genommen, und der in seiner damaligen Lage ihn so angenehm gedünkt hatte, zurückkommen. Wie tief und wie schnell drücken sich unsrer Seele Wünsche ein, von denen wir glauben, daß ihre Erfüllung unsre ganze Glückseligkeit und unsre ganze Ruhe in sich schließt, zumal wenn wir beydes unersetzlich verlohren zu haben glauben! Amyntor hatte in dem Besitz seiner unvergleichbaren Gattin alles, ausser ihr, entbehren können. Er war beynah verwöhnt worden, um noch den Theil auch an dem Mittelmäßigen zu nehmen, der doch hier zu unserm Glück unentbehrlich ist. Immer ruhte er daher, wenn in einsamen Stunden oder schlaflosen Nächten seine Seele die Bilder des Vergangnen und des Gegenwärtigen überfielen, endlich noch am ersten und liebsten auf dem Gedanken des **Wiedersehns**

und des Wiederbesitzens aus; und es war noch Wohlthat für ihn, daß ihn in seiner Hoffnung, gleich nach dem Tode wieder im vollen seligen Genuß seiner verlohrnen Freundin zu seyn, nie ein Zweifel gestört hatte. So lang er sich in diese glückliche Zeit hineinversetzte, war er freylich glücklich; aber wenn die Lebhaftigkeit der Bilder nachließ, wenn er noch keinen Anschein zum Tode sah, so versank er wieder tief in die alte Schwermuth.

In einem solchen Moment traf ihn einst Philotas über Lydas Bilde liegen, und das Bild war noch naß von seinen darauf geflossenen Thränen. Er hatte das über Amyntor gewonnen, daß dieser sich gar nicht vor ihm verbarg, auch wenn er wußte, daß iener unzufrieden mit ihm seyn würde. Als er ihn kommen sah, sprang er auf, fiel ihm um den Hals und sagte: „Zürne nicht, Lieber! Ich kann, ich kann sie nicht vergessen. Mir wird

nicht

nicht besser als bis ich bey ihr bin! Laß mich, laß mich doch nur sterben! Was soll ich der Welt?"

Philotas schwieg eine Zeit lang und ließ seinen Freund ausweinen. Dann nahm er Lydas Bild vor sich: „Seliger Geist" — sagt' er mit innigster Bewegung — „seliger Geist! Wenn du um uns unsichtbar schweben kannst, so komm und laß es deinen Amyntor fühlen, daß du ihm nah bist, daß ihn ein heiliger Schauer fasse, und er dir — nicht mir — die letzte Bitte, die du Vollendete an ihn thatst, nicht versage!"

„Die letzte Bitte? Was kann Lyda noch für Bitten an mich haben?"

Phil. Ja, mein Freund — nicht ich bitte dich zu leben! Lyda bittet dich; bittet dich um ihretwillen, deine Kräfte zu sammlen und ein Mann zu seyn.

„Rede doch! ich verstehe dich nicht!" —

Phil. Bist du ruhig genug zu hören: so höre, was mir Lyda wenig Tage, ehe sie zu Gott gegangen ist, geschrieben hat! —

„Und nun noch eins, lieber Philotas! Ich bin der Stunde sehr nahe, die mich wiederum sehr nah an das Grab bringen wird. Gott weiß, ob er mich vorbeyführen — oder ob er mich zu sich rufen will. Ich habe mir nun, wie ich hoffe, völlige Unterwerfung errungen, ob ich gleich im Anfang mit Aengstlichkeit an den Tag, der mich von meinem Amyntor reissen könnte, gedacht habe. Aber es geschehe sein gnädiger Wille!

Sollt ich von euch gehn, so weiß ich, daß der Freund meiner Seele unaussprechlich leiden wird. Wessen Armen könnt ich ihn in diesen Tagen seiner Leiden lieber und sichrer übergeben, als den Armen des treuesten und bewährtesten seiner Freunde? So

nimm

nimm ihn denn von mir, und thu für ihn alles, was dein eignes Herz dir sagt. Ich kann nicht mehr für ihn erbitten, denn ich kenne dies Herz. Du weissest selbst besser als ich, was du zu seiner Beruhigung zu sagen hast. Nur dies sag ihm von mir, daß, wenn die Abgeschiedenen etwas von ihren Freunden wissen, ich weniger selig seyn werde, wenn er nicht strebt, seinen Schmerz zu überwinden, und mit frohem Sinn mir nachzuwandeln in die ewigen Hütten des Friedens.

Sollte das Kind, das ich unter meinem Herzen trage — sein Kind und mein Kind! — mich überleben, so sey es ihm die heiligste seiner Pflichten, so dafür zu leben, wie er für mich gelebt hat. Ich kenne die Empfindlichkeit seines Herzens, und muß fürchten, daß der Gram vielleicht, wenn er nicht bald dagegen kämpft, sein

Leben

Leben zerstört. Deutlich darf ich mir das jetzt kaum denken, sonst fang ich an vor meinem Tode zu zittern. Nur das macht ihn mir leicht, daß ich den Mann kenne, dem ich — wenn es Gott also beschlossen hätte — das Kind als Vater überlasse. Sag ihm das, Philotas, wenn ich es ihm vielleicht nicht selbst sagen kann. Sag es ihm, wenn du ihn am tiefsten gebeugt findest, daß ich ihn bey unsrer Liebe beschwöre, nicht zu vergessen, was er seinem Kinde schuldig ist! Alle meine Ansprüche an ihn übertrag ich diesem Pfande unsrer Liebe. Amyntor kann, Amyntor wird mich nicht so bald vergessen, um dem kleinen Bittenden abzuschlagen, was er mir nicht versagt hätte. Jedes kindliche Weinen sey ihm Flehn der Unschuld um die Erhaltung seines Lebens. Ich werde ihm einst mit offneren Armen entgegenkommen, wenn er unser Kind zum

nütz-

nützlichen Bürger der Erde und einst des Himmels erzogen hat! —"

Das übrige, sagte Philotas, ein andermal. Es ist nicht dringend!

Amyntor versank in eine tieffe Stille! Er hatte die Pflichten des Vaters noch nie so lebhaft empfunden als iezt. Indem trug man seinen Sohn ins Zimmer. Er drückte ihn heiß an sein Herz, bedeckte ihn mit Thränen und rief unterbrochen: „Mein Sohn! du Einziges, was mir von ihr geblieben ist! Ach fast zu theuer gekauft! Gott segne, segne dich! — So will ich denn leben, für dich, ganz für dich! — Will dich ihr dann bringen und sagen: da ist er! du hasts gewollt, daß ich bleiben sollte in der Wüsteney des Lebens! Ich bin geblieben ohne dich! Ein grosses Opfer, das du gefordert hast! Aber ich hab es willig gebracht!"

Philo-

Philotas umarmte ihn! „Die Stunde sey mir gesegnet! Mein Freund hat wieder seiner und seiner Lyda werth geredet!“

Um diese Eindrücke noch bleibender zu machen, redete er die nächsten Tage viel über Erziehung, wie man sie selbst in dem ersten Jahre anfangen müsse; welche doppelte Pflicht der Vater habe, auf den die ganze Sorge gefallen sey; wie viel versäumt werden könne, wenn die erste Bildung verwahrlost werde; von der Freude, die Entwicklung der ersten Fähigkeiten zu beobachten und iede Anlage auszubauen; von der Seltenheit guter Erzieher, die mehr noch als guten Willen, die Verstand und Kraft hätten, dem iungen Ankömmling in der Welt das zu werden was er bedürffe. Keine Idee, von der er sich zu dem Zweck etwas versprechen konnte, blieb ungenutzt. So kannte er z. B. Amyntors Liebe zu dem Landvolk, und wie es einer seiner ange=

angenehmsten Gedanken war, die Einwohner seines Guts zu so zufriednen und glücklichen Menschen gemacht, und sie auf einmal der Bedrückung des vorigen Besitzers entrissen zu haben. Dies ergriff Philotas. Er veranlaßte wieder ein kleines Fest, dabey sich das Volk versammelte, und Amyntor die iugendlichen Spiele anordnen und Belohnungen austheilen mußte. Es traf sich, daß er gerade an demselben Tage, durch eine kleine Unterstützung, zwey Paar iunge Leute, die durch Fleiß und Tugend einander werth geworden waren, verbinden konnte; und endlich fand Philotas die Fähigkeiten der Kinder, die er ein wenig prüfte, durch den neuen verbesserten Unterricht um einen so hohen Grad vollkommner, daß er seinem Freunde, ohne die mindeste Schmeicheley, sehr viel Angenehmes darüber sagen konnte. Amyntor ward durch das alles an diesem Tage ausserordentlich heiter, und

sprach viel von der Freude aus dem Anschaun glücklicher Menschen.

„Nun sieh“ — sagte Philotas zu ihm, als sie des Abends allein durch die Reihen des Volks gingen — „sieh, wie viel Guts durch dich geschehn ist. Und du konntest fragen, wozu du der Welt nützen sollest? Sind nicht dies alles deine Kinder? Liegt hier nicht ein grosses Feld vor dir, darauf noch so viel anzubauen ist? Denke zurück, wie du diese guten Leute fandest! Wie völlig unbekannt mit wahrem Lebensgenuß! Wie unterjocht, gekränkt, niedergetreten! Wie erstickt in ihnen alles edlere Gefühl von Freyheit und Menschlichkeit! Wie roh ihre Sitten, wie arm ihren Geist! Wie wenig guten Muth in ihrem Herzen! Wenn sie, — wenn deine Kinder wieder in diesen Zustand zurück müsten! Wenn du dein Leben beynah mit Vorsatz durch bittern Harm verzehrtest und deinen Sohn unerzogen zurück-

liessest!

liessest! Niemand könnte dir bürgen, daß nicht harte Vormünder, vielleicht unter dem Schein der Gewissenhaftigkeit, diese kaum frey und froh gewordnen Menschen drückten! Niemand, daß dieser Sohn — der Sohn deiner Lyda — durch eine unglückliche Bildung der Menschenfreund würde, wozu ihn dein Beyspiel und dein Unterricht bilden wird!“

Diese Vorstellung vollendete die Würkung, welche schon iener Brief auf Amyntors Seele angefangen hatte. Es fing alles um ihn her an, wieder Interesse für ihn zu bekommen. So mancher halbe Tag, der sonst ein langer Trauergedanke gewesen war, ward nun mit nützlichen Planen auf die Zukunft, oder mit Lesung dahin abzweckender Schriften, oder mit Besuchung der Landschule zugebracht. Und daran fing Mariane an, viel mehr Theil

als ehmals zu nehmen. Sie lernte, daß es doch viel besser sey, gut zu handeln, als nur gut und fromm zu empfinden. Der Ton des ganzen Hauses ward lebhafter, und doch wars, als ob ein heiliger Schauer von dem Bilde der entschlafenen Lyda, ieder Freude eine gewisse Ernsthaftigkeit und Feyerlichkeit gäbe. Dies gewöhnte die, welche nur an wilder Fröhlichkeit Geschmack fanden, und die Amyntors und Lydas Güte bisher ertragen hatte, auch zum Theil wegen andrer Verbindungen ertragen muste, von selbst weg, und es ward endlich der Aufenthalt der besten und weisesten Menschen iener Gegend, von denen man bald diesen bald einen andern hier antraf. Selbst mancher verirrte Weltling, den Geschäfte oder Courragion dahin führte, und der mit Vorurtheilen kam, ging mit Achtung weg; fühlte vielleicht, daß er nicht genug in den Ton

des Hauses passe, aber fühlte es mehr mit Verlegenheit und Unzufriedenheit über sich selbst, als mit Mißbilligung Amyntors und seiner Gesellschafter. Dieser fieng selbst von Tag zu Tag an, sich mehr mitzutheilen. Welche Befriedigung für Philoras, daß es ihm so mit seinem Freunde gelungen war!

Viertes Stück.

Noch die Geschichte eines Abends will ich erzählen. Es war einer der schönsten des Augusts. Die Hitze hatte nachgelassen; die Dünste hatten sich verzogen; der Himmel war ohne Wolken wie ein blauer Teppich mit tausend Sternen besät, die hernach vor dem aufgehenden Monde verbleichten. Amyntor war in einer glücklichen Gemüthsruhe. „Ich sehe sie einst wieder! Sie ist unaussprechlich glücklich!“ wars, was er dachte; aber nun schon ohne Ungeduld, voll stiller Erwartung. Philotas war auch von dem Anblick der Sternennacht bis zur Entzückung erhoben. Er hatte Marianen gebeten, Klopstocks: „Willkommen, o silberner Mond!“ zu singen, und bey der Strophe:

Ihr Edleren! Ach es bewächst
Eure Mahle schon ernstes Mooß!

O wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
Sahe sich röthen den Tag, schimmern die Nacht! —

stürzten helle Thränen aus seinem Auge!

— Wem fliessen diese Thränen? — sagte Mariane.

Phil. Viel Edlen, meine Gute! Schon vielen, die ich kannte, die mich liebten, bewächst Mooß ihre Gräber, und bald auch meiner Augusta! Schon seit sechs Monaten deckt sie das Grab. Ach an dem Abend, da sie sie hintrugen, bey den Todten zu schlafen, stand der Mond auch so hell wie heute, und beschien die ofne Gruft! So oft ich ihn wieder sehe, kommt das ganze Gefühl iener Stunden zurück.

„Sag uns doch viel von deiner vortrefflichen Schwester, die wir beyde nicht kannten, und doch beyde so lieben!“

Phil. Ihr seyd über das Vorurtheil weg, das es dem Bruder verübelt, wenn er mit Wärme von einer Schwester spricht, als ob fremde Tugend die unsre wäre; und so darf ich euch einiges vorlesen, was ich unterbrochen über sie niederschrieb.

Er nahm einige Papiere aus seiner Brieftasche und las folgende Stellen:

„Ach es hing an deinem Herzen mein Herz! doch laß ich deine Hütte dich gern abbrechen und dich nach Canaan hinziehn!“

„Du bist vollendet, hast ausgetrunken den Kelch deiner Leiden! Zieh hin, zieh hin in Frieden! Glückliche, Selige, Ewigtheure, du bist zur Ruhe gekommen, und wirst sanft schlafen in deiner Kammer!“

„So ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht ins Reich Gottes kommen. Du bist geworden wie die Kinder, und bist ins Reich Gottes kommen. Wie ruhig

du

du warst; wie hingegeben in den Willen des Vaters; wie fest hangend an seiner Güte; wie still glaubend, vertrauend, hoffend, ohne Grübeley, ohne Murren; immer die Hand auf dem Munde vor Gott! Welcher Glaube an ihn und den er gesandt hat! Welches gehorsame Annehmen aller seiner Worte! O du reine Kinderseele, wie unschuldig bist du, wie voll gutes Zutrauens zu deinem Vater gegangen! Wie wird er dich gesegnet haben!" —

„Ich habe fast nie so viel Tugend bey so wenig Geräusch und Aufsehn gefunden. Sie hat vielleicht keinen Begriff davon gehabt, was es heißt, stolz seyn auf Gutes thun. Das wäre ia so süß, meinte sie oft, verstünde sich ia so von selbst. Wer möchte Gerede davon machen? Wer könnte ein Mensch seyn und das unterlassen? — Ohn Aufhören wird sie erndten für dies geräuschlose Gutes

thun, das oft niemand gesehn hat, als der, welcher ins Verborgne siehet!" —

„Du hast richtig vor dir gewandelt, und bist zum Frieden gekommen! So fern von allem, was nur wie Doppelherzigkeit aussah, so offen gegen Menschen, wie gegen Gott; so argwohnlos gegen andre, weil dir Verstellung zu fremd war, um bey andern sie ahnden zu können." —

„Das war ihr Gottesdienst — Wittwen und Waysen in ihrem Trübsal zu besuchen und sich von der Welt unbefleckt zu erhalten. Unbefleckt — auch von der kleinsten Eitelkeit; so an die Einfalt der Natur gewöhnt, daß auch, was ihr an andern gefiel, für sie keine Reizung hatte. Ihr Schmuck war nicht auswendig — aber ihr sanfter stiller Geist, der war köstlich vor Gott!" —

„Wenn ich sie mit Worten beschreiben könnte, diese fast über alle Beschreibung erhabne

habne Menschenliebe; diesen Friedenssinn, mit niemand zu streiten; diese Abneigung, auch nur im Scherz streiten zu hören; dieses Bestreben, wärs möglich, alle durch ein Band der Liebe zu verbinden; dieses Bedecken fremder Fehler; diese innigste Theilnehmung an fremdem Wohl und Schmerz! Was hat sie nicht aufgeopfert, und wie nichts hat sie diese Aufopferung gemacht, um nur Ruh um sich her zu verbreiten; nicht glücklich, so lang es andre nicht waren, und waren sie es, zu ieder Verleugnung bereit.“

„Sie hat Gott geliebt wie ein Kind seinen Vater; ganz mit dem Sinn wie sie ihren irdischen Vater liebte. Was ihr Gutes ward, nahm sie als käms unmittelbar aus seiner Hand; was andren nicht des Redens werth ist, war ihr unaussprechlich theuer. Jede Erquickung, wenn sie litt, erhub ihre Seele zu einer Dankbarkeit und Freude,

die in ihren Augen ein frohes Lächeln der Seligen schuf.“

„Und wie theuer ihr ihre Pflichten gewesen sind! Theurer als jeder Beyfall und Ruhm bey Menschen, der zu oft, auch bessern Seelen, ihr Ziel verrückt. Als Tochter gehorsam, zärtlich sorgend, die Freundin ihres Vaters, als er ihre Mutter nicht mehr hatte, und die Pflegerin seines kommenden Alters. Alles für ihren Mann, was das beste, treueste, liebevollste Weib seyn kann: für tausend bange Sorgen reich durch Zufriedenheit und Liebe belohnt. Und ihre Kinder — ach daß ihr sie hättet, ihr Verlaßnen! Ach daß auf euch komme, was sie euch sterbend erbetet hat!“

„Ihr hättet sie sehen sollen in dem Würkungskreise häuslicher Geschäftigkeit. Aus dem Kreise wollte sie nicht treten; beschränkte sich ganz in die Grenze des nächsten Be-

rufs, wollte nicht mehr seyn als sie seyn müste, und urtheilte mit einer Demuth von sich selbst, in der nicht eine Spur von Affectation oder geheimem Stolz war."

„Nur Christen vermögen, wie sie, ihre Leiden zu tragen. Sie hat nicht wenig trüber Tage gehabt, aber an iedem ist ihre Tugend nur desto schöner hervorgebrochen. Nie hat sie, auch wenn sie beynah an Hülfe verzweifelte, ein Zweifel an Gottes Güte versucht. Sie wollte immer dulden und hoffen und glauben, Gott könne sie nicht ewig verlassen. Das Bitterste bey ihren Leiden war beynah der theilnehmende Schmerz andrer. Sie hat oft wie eine Märtyrerin ausgehalten, um nur ihrem Freunde zu verdecken, wie ihr zu Muthe sey." —

„Ach meine Augusta, hätt' ich Zeuge seyn können, der letzten Tage des schönen Lebens! Hätt' ich noch einmal das Herz,

das mich so innig liebte, an das meine drücken, in deiner kalten Stirne Todesschweiß meine Hand legen, dich segnen, und dein Auge zum langen Schlummer schliessen können! — Mit der Ruh eines Seligen ist sie gestorben. Sie hoffte lange noch, daß sie leben würde, und verbarg sich selbst — vielleicht am meisten um derer willen, die sie liebte — daß der Tod schon Jahre lang an ihrer Hütte abzubrechen anfing. Aber sie erschrack nicht, als sie endlich merkbarer anfing zu sinken, schrieb noch, als ihre Hände schon zitterten, in grossem Frieden der Seele an ihre Geliebten. Mit voller Ergebung legte sie sich auf das Lager, wo sie ieden Abend sich dankbar freute, daß Gott der müden Natur das Labsal der Ruhe gab, und wartete, daß die längere Ruh käme und sie bis zum fröhlichen Auferstehn in ihre Stille aufnähme. Sie war die letzten Tage schon

im

im Geiste in einer besseren Welt. Sie kündigte ihrem Manne selbst den nahen Tod an: „Er führt mich,“ sagte sie, „aus dem Kampf und Streit,“ segnete ihre Kinder, harrte dann auf die Stunde der Vollendung wie ein Wächter auf den Morgen, und siehe, er kam. Im Namen Jesu Christi, den sie sterbend nannte, ging sie hinüber, und ließ auf der Hülle ihres Geistes ein sanftes Lächeln himmlischer Freude. Die Hand sinkt mir! — Aber doch heisser Dank, daß du so herrlich vollendet bist! Und ewige Erquickung deiner reinen glücklichen Seele, die nach viel Trübsal endlich in das Land gekommen ist, wo die Trübsal aufhört — und wo ich dich, o dich, meine Auguste, wieder finde.“

Mariane hörte mit einer Empfindung zu, deren sie sich bey ihren rührendsten Schriften nicht zu erinnern wuste. Augusta's Bild ließ tiefe Eindrücke in ihrer Seele zurück, und sie

schwur

schwur sichs selbst an dem Abend, sie wolle nach einer ernsthafteren Tugend streben, damit sie einst in ihrem Kreise würde, was Augusta war. **Amyntor** fing wieder an, sich an seine vorige Thätigkeit zu gewöhnen, und sein Schmerz hörte auf, zerstörend zu seyn. **Phanias** war nach mehrerer Zeit zurückgekommen, hatte durch ernsthafte Geschäfte die Welt und seine Pflicht mehr kennen lernen, und war dadurch von seinen romantischen Schwärmereyen sehr abgezogen. Nach einem Jahre fand **Philotas** sie wieder beysammen, und bemerkte mit Vergnügen, daß **Mariane** ganz werth geworden war, **Amyntorn** den größten Theil seines verlohrnen Glücks durch sich wiederzugeben.

Philotas an ***.

Fragment eines Briefes.

Unter allem, was leidende Herzen stärken und beruhigen kann, hab ich nichts gefunden, was gewisser, was allgemeiner, was dauernder würkte, als Weisheit und Glauben an Gott, und ich bin überzeugt, daß ich auch Ihnen, meine Freundin, von allem, was ich nennen könnte, das Beste genannt habe. Lassen Sie mich Ihnen ein Paar Worte darüber sagen! Vielleicht sind sie uns Beyden nützlicher, als die bloße Versichrung, welchen Antheil ich an Ihrem stillen ungesagten Kummer nehme, die Sie und mich nur aufs neue wehmüthig machen würde. Was bedarf es auch Versichrungen? Sie können Ihren Philotas nicht verkennen, und das müßten Sie, wenn Sie zweifelten, daß Ihr Schmerz

mein Schmerz ist, und Ihre Thränen die meinigen sind!

Die Weisheit, theure Freundin, lehrt uns unsre Widerwärtigkeiten ruhiger und richtiger beurtheilen, standhafter und nützlicher ertragen! Sehen Sie da die großen Zwecke, die sich gewiß die höhere Weisheit, die sie uns zuschickt, dabey vorsetzt.

In dem Tumult der Leidenschaften, in dem Unmuth über das, was nicht nach unserm Wunsch ist, ist es uns unmöglich ruhig gnug zu seyn, um uns nur erst selbst deutlich zu sagen: was wir begehren? wonach wir ringen? worüber wir mit uns selbst oder mit der Welt uneins sind? Unsre Seele wird auf lauter dunklen Empfindungen, wie auf einem unruhigen Meere, herumgetrieben; und in diesem Zustande geschieht es oft, daß wir die Mittel unsrer Beruhigung — den Hafen, in

dem

dem wir vielleicht, wenigstens vor den heftigen Stürmen, sicher wären — übersehen, so nahe wir ihm seyn mögen. Die Weisheit, die uns warnt, dem ersten Eindruck zu folgen, und es uns zum Gesetz macht, nie unsre Vernunft, das Unschätzbarste, was uns Gott auf die Reise durch das Leben mitgab, dem Gefühl aufzuopfern, rettet uns aus dieser Unruhe, und schafft die Stille des Geistes, die die Betrachtung nicht scheut, weil die Betrachtung sie zur Wahrheit führt.

Und was ist nicht gewonnen, wenn wir nur erst richtig sehen, wie groß oder wie klein das ist, worüber wir klagen! Mangel an jener weisen Ruhe der Seele, führt auf zwey Abwege, die gleich gefährlich sind. Er läßt uns wahre Uebel für zu klein ansehen, und macht uns leichtsinnig; oder er vergrößert das Lei-

den, und macht uns schwermüthig. Fürchten Sie nicht, meine Freundin, daß ich Ihre Klagen, ob ich sie gleich vielleicht nicht ganz verstehe, für Einbildungen halte. Ich kenne die Stimmung Ihrer Seele; weiß, daß Sie natürlich zur Freude geneigter als zur Traurigkeit sind; weiß auch, wie entfernt Sie immer waren, jene Schwäche einer erkünstelten Empfindlichkeit — die seufzt und nicht weiß warum, die weint und nicht weiß worüber — nachzuahmen. O ich fühl es nur allzuwohl, daß Sie zuweilen bey Ihrer Reinheit, Wahrheit und Feinheit der Empfindungen in Lagen seyn müssen, worinn Sie sich, nicht bloß in der Einbildung, nicht glücklich fühlen können. Aber sollt es nicht ein Mittel seyn, auch dieses Gefühl wenigstens zu mildern, wenn Sie sich eben diese Uebel mehr als nothwendige Begleiter der

Umstände, unter welchen die Vorsehung wollte daß Sie leben sollten, dächten, und gegen sie die Vorzüge, die doch auf der andern Seite auch mit diesen Umständen verbunden sind, vergegenwärtigten. Möchte der Gelehrte, wenn er zuweilen sieht, wie viel unnütze Dinge er mit unter lernen, wie viel Zeit er — weil es das Vorurtheil der Welt so will — mit großscheinenden Kleinigkeiten zubringen muß, sich nicht zuweilen aus dieser Sphäre herauswünschen, und selbst den niedrigern Stand des Landmanns beneiden? Möchten die Edleren aus den höheren Ständen, müde des Puppenspiels der Eitelkeit, ersättigt von dem ewigen Einerley der Vergnügungen, beleidigt von dem herrschenden Verderben der Sitten um sie her, sich nicht oft eine Stufe niedriger zu stehen wünschen? —

Aber können sie nicht auch beyde ungerecht werden? Vergißt nicht iener bey dem mancherley Unnützen die Menge des Nützlichen? Uebersehen nicht diese vielleicht bey den Lasten der Größe, das größere Feld Gutes zu thun, durch ihr Beyspiel zu leuchten, und die ehrenvollere Aufforderung, unter so viel Hindernissen dennoch gut zu bleiben? Das ist, denk ich, allein das Werk der Weisheit, uns alles aus dem richtigsten Standpunct und im wahrsten Licht sehen zu lassen. Was Unangenehm ist, wird freylich dadurch nicht Angenehm werden, — Uebel werden Uebel — Lasten, die wir tragen müssen, werden Lasten bleiben — aber wir werden doch auch das wahre vergesellschaftete Gute zuweilen empfinden, und vielleicht ienes dabey eine Zeitlang vergessen lernen.

Je weiser meine Freundin unter den Leiden ihres Geistes ist, desto standhafter wird sie sie auch ertragen; wird sie vielleicht sogar vermindern. Es scheint ein sehr leidiger Trost zu seyn: „daß man sich in das ergeben müsse, was nicht zu ändern sey;“ — und doch enthält er eine große und lehrreiche Wahrheit. So lang wir noch glauben, dies oder ienes nach unsern Wünschen umzuwenden, so lang wir noch auf Möglichkeiten sinnen, wie dis zu thun seyn möchte, so kommt unser Geist nicht zu dem Frieden, der ihn allein wieder glücklich macht. Er wird desto unruhiger und verzagter, ie mehr Entwürfe ihm mißlingen, und mit der sich entfernenden Hoffnung steigt die Begier. Aber wenn wir der Vernunft, die es uns doch in manchen Fällen sehr bald sagt, daß nichts als Selbstüberwindung übrig

sey, Gehör geben, so ist vielleicht die erste Zeit, in der wir von dieser gefürchteten Wahrheit gewiß werden, doppelt quaalvoll, aber es folgt ihr die Ruhe gewisser nach, als wenn die Seele noch immer zwischen Fürchten und Hoffen schwankt. Wir fühlen uns vielleicht noch lange nicht glücklich; aber wir fühlen es mit weniger Ungeduld; wir können vielleicht nicht in jeden Ton der fröhlichen Gesellschaft, die uns umgiebt, einstimmen; aber wir werden ihr doch auch nicht mehr durch unsren Unmuth — dessen Ursach wir ihr nicht einmal entdecken können, — beschwerlich, und überheben uns dadurch selbst des Unwillens andrer, der auf uns zurückefällt. Wir thun mit williger Folgsamkeit, was doch gethan werden muß, und was uns, im Mißmuth gethan, niemand verdankt.

So werden uns auch eigentlich trübere Stunden nützlich! Sie fliehen oder sie ungeduldig ertragen bringt uns ganz um sie. Auch aus ihnen Vortheile ziehen, weil sie einmal da sind, und weil wir sie nicht ändern können, und weil auch die bittre Staude, wenn sie an unserm Wege wächst, wenigstens als Heilungstrank brauchbar werden kann, — das ists, was wieder die Weisheit von denen, die sie hören, verlangt. Und wir sollten sie, meine Freundin, nicht hören? Ich weiß es gewiß, Sie werden sich einst durch das, was Ihnen itzt mißfällt, besser und vollkommner gemacht fühlen. Kleinere Proben der Geduld sollen uns oft auf größere vorbereiten! Versagte Freuden, die wir uns selbst denken, und die der im Himmel nicht unterschreibt, sollen uns von allem eignen Plan des Lebens abbringen, und ieden Tag nehmen lehren wie er kommt! Und

überhaupt giebt ja nichts der Seele mehr Kraft, als wenn sie sich selbst überwinden lernt — eine Kraft, die sie oft da braucht, wo die Siege noch schwerer, und dem Ungeübten unmöglich werden. Es führt zur wahren Größe der Seele — zu der meine Freundin alle Anlagen hat — nicht sich den Umständen und den Schickungen, die uns begegnen, sondern die Umstände und die Schickungen, auch die, die uns nicht gefallen, uns zu unterwerfen.

Und was denn auch selbst diese geübte und bewährte Weisheit nicht vermag, das wird Glaube an Gott vermögen. Wie glücklich sind Sie, theure Freundin, daß Sie kein Ton der Welt, kein Geist des Jahrhunderts um dies kostbarste Gut gebracht hat; daß Sie nicht bloß die großen Begebenheiten, sondern auch jeden kleinen Zufall Ihres Lebens, jeden Augenblick — heller sey er oder trü-

der — als etwas ansehen, das in den großen Plan dessen, der Sie zu einer endlosen Dauer bestimmt hat, gehört; das also, wie wenig es Ihnen auch dem ersten Anblick nach so scheinen mag, irgend einmal gut werden muß!

Schon das hat doch etwas unaussprechlich beruhigendes, denken zu dürfen: „nicht bloß die Tage der Freude hab ich aus der Hand eines unendlich gütigen Wesens anzunehmen; auch die Tage, die mir mißfallen, leb ich unter seiner Aufsicht; nicht unbemerkt von Ihm. Er sendet sie, weil er wußte, daß sie mir nützlicher wären, als die, die meine Wahl vielleicht vorgezogen hätte.“ — Und gewiß, — es war ihm so leicht, Sie in eine ganz andre Verbindung zu setzen; so leicht, Sie gerade da leben zu lassen, wo Sie sich vielleicht itzt glücklicher halten würden; und dennoch that er es nicht! Kann

er etwas ohne Zweck thun? — Diese zarte Empfindlichkeit Ihrer Seele, dieses Herz, das durch die Kleinigkeiten, die so viele sättigen, nicht gefüllt wird, dieser Geist, dem das anekelt, was für so viele ihr ganzes Glück ausmacht; der über die engen Schranken, die Vorurtheil und Convenzion abgesteckt haben, hinausstrebt; der Dinge und Menschen nicht nach dem Aeußern, oder nach dem, was sie scheinen, sondern nach ihrem innern Werth und nach dem, was sie würklich sind, beurtheilt und würdigt — dis alles scheint sich fast für Sie in Quellen von weniger Zufriedenheit zu verwandeln. Und noch einmal — wie leicht konnte der, der Sie für diese höheren Gefühle schuf, dies Maaß von Kräften einer andern Seele geben; und dennoch that er es nicht! Konnt er es ohne Zweck thun? Oder wollten Sie es missen? Ich denke nicht! Oder

wird es gewiß noch — wenn und wie es auch sey — Quelle Ihres frohen Danks werden? Ich denke gewiß!

Sie sagen sehr richtig in Ihrem Briefe: „man könne, ohne gegen Gott zu murren, sich gegen einen Freund beklagen.“ — Das dürffen wir gewiß, und wenn es überhaupt erlaubt und sogar Pflicht ist, alle Mittel, die uns beruhigen können, zu gebrauchen, so ist sicher unter allen diesen Mitteln wieder keins erlaubter als die Freundschaft. O es ist ein süßer Gedanke — Ihr Philotas fühlt ihn in seiner ganzen unaussprechlichen Süßigkeit — einer edlen leidenden Seele Ruhe und Trost zu geben; so wie es äusserst schmerzlich wäre, nichts, gar nichts für die thun oder denen sagen zu können, deren Kummer mit auf uns liegt, und selbst den Sonnenschein unsrer froheren Stunden mit Wolken überdeckt. Aber, mei-

ne Freundin, auch der ist nicht ganz verlassen, der keinen hat, in dessen Busen er seine Klagen ausschütten kann, auch den Freund nicht, dem er sie am liebsten vertraute. Er hat doch noch Gott — den Allgütigen und den Allmächtigen. Gott hört ihn, wenn keiner ihn hört. Der geheimste leiseste Seufzer, und die erstickte Wehmuth entgeht Ihm nicht; und der verborgne Gram, unter der zur Freude gezwungnen Mine, bleibt Ihm nicht verborgen. Noch niemand warf alle seine Sorgen auf Ihn, ohne beruhigter und gestärkter zurückzukommen.

O daß ich vermocht hätte, Ihrem leidenden Herzen einige Erleichterung zu schaffen! Brauchen Sie von dem, was ich Ihnen schreibe, so viel für Sie zu brauchen ist, und lassen mich, wo möglich, mehr von Ihrem Kummer wissen. Lernen Sie die Welt

und sich selbst ertragen; beherrschen Sie sich in Vorfällen, die Ihnen vielleicht noch mehr, auch von Ihrer äußern Ruhe, kosten könnten, und nehmen Sie die Menschen — wie wir sie nun einmal nehmen müssen — wie sie würklich sind.

Um wie lang ists vielleicht noch zu thun? O sie fleucht dahin wie ein Pfeil, diese unwiederbringliche Zeit! Wo ist das Jahr, an dessen Gränze wir sind? Wo sind die manchen trüben Stunden? Vergessen? Fast ohne Spur verloschen! Und wo sind die froheren Stunden? Mir wenigstens noch so neu, noch so lebendig, als wären sie eben vorüber! Wie bald werden wir in einem vollkommneren Zustande die Leiden dieser Zeit vergessen, und wie ungestört uns an die Freuden zurückerinnern! Diese bessere Zeit wird alles, auch Ihnen, meine Freundin, alles vergüten:

Dort wägt, die Wagschaal in der ge-
hobnen Hand,
Gott Glück und Tugend gegen einander
gleich;
Was in der Dinge Lauf hier mißlingt,
Tönet in ewigen Harmonieen.

Inhalt

des ersten Theils.

Selbstgespräch. Ausdruck eigner Glückseligkeit und Wunsch, Leidende glücklicher machen zu können. S. 7

Philotas an Kriton. Ueber mißlungne Plane und gegen Ueberdruß der Welt. S. 13

Chariton. Ueber zu weit getriebene Unzufriedenheit mit sich selbst und gegen überspannte Ideale von Tugend. S. 28

Philotas an den kranken Selmar. Aufmunterung durch Naturgenuß. Gedicht. S. 56

Für Eltern, die um ihre Kinder trauren. Aus dem Talmud. S. 59

Timon an Philotas. Klagen eines unglücklich gewordnen Weltlings. S. 62

Antwort. Rath, durch Tugend wieder glücklich zu werden. S. 67

An Agathe. Thränensaat und Erndte. Gedicht. S. 83

Es ist doch schön auf Gottes Erde. Uebergewicht des Guten über das Böse in der Welt. Warnung vor dem steten Klagen aus Gewohnheit. S. 86

Philotas und Theron. Beruhigung eines Zweiflers, durch eine Stelle aus Klopstocks Meßias, mit Erläuterungen. S. 101

An Euphranor. Beantwortung der Klagen über den Verfall der Religion. S. 123

Arete

Arete am Krankenbette ihres Kindes an Philotas. Zweifel über die Leiden der Unschuld. S. 141

Antwort. Beruhigung über die Leiden und den Tod des Kindes. S. 145

Fragment eines Gesprächs. Zurechtweisung eines jungen Reformators, der über Verfolgung und Verkennung klagt. S. 158

Zoar. An einen Kranken der Jahre lang litt. S. 173

An Agenor, der klagte, der Kreis seines Würkens sey klein, und der Aufmunterung wenig. S. 182

An Aspasio. Gegen die Bangigkeit vor der Zukunft. S. 187

Amyntor und Philotas in vier Stücken. Eine Geschichte. — Versuch, einen jungen Mann über den Verlust

seiner Gattin zu beruhigen, mit Rücksicht auf gewöhnliche schädliche Gewohnheiten mit Tiefbetrübten umzugehn, und Warnung vor erkünstelter Melancholie durch falsche Empfindsamkeit. S. 193

Philotas an ***. Fragment eines Briefes. — Weisheit und Glaube an Gott, die sichersten Mittel, sich unter Leiden zu beruhigen. S. 257

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Niemeyer, August Hermann,

Philotas ein Versuch zur Beruhigung und Belehrung für Leidende und Freunde der Leidenden

Bd.: 1

Leipzig 1783

Bamberg, Staatsbibliothek -- Ph.o.353(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11760418-5
VD18 15481131-001